

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 66.

März 1920.

Nr. 3.

## Luthers Offenheit und Wahrhaftigkeit.

Niemand ist von seinen Feinden so viel verleumdet worden als Luther. Vom ersten Augenblick der Reformation an bis zum heutigen Tag haben sie nicht geruht, ihn zu schmähen und seinen Namen in den Kot zu ziehen. Jesuiten wie Denifle und Grisar haben es zu ihrem Spezialstudium und zur eigentlichsten Aufgabe ihres Lebens gemacht, Luthers Charakter zu untergraben. Während Luther immer bemüht war, einen objektiven Kampf, einen Kampf um die Lehrfragen, welche ihn von den Papisten trennten, zu führen, war je und je die Polemik der Römischen eine persönliche. Ihr Haß richtete sich zuerst und am stärksten gegen den Mann, der ihren Betrug aufgedeckt und ihre Macht gebrochen hatte. Luther sagt: „Meinen Gegnern habe ich die Freiheit gelassen, mein Leben nach freiem Belieben anzugreifen. Mein Gewissen aber rühmt sich dessen, daß ich keines Gegners Lebenswandel oder guten Namen angetastet habe. Nur die gegen das Wort Gottes gerichteten schändlichen und lästerlichen Lehren, Studien und Denkungsweise habe ich scharf angegriffen.“ (E. A., op. var. arg. 5, 401.)

Diese objektive Behandlung der Sache war für Luther etwas Selbstverständliches, denn er vertrat die Wahrheit; und nicht persönlicher Beleidigungen, sondern nur der Sache wegen hatte er den Kampf gegen das Papsttum angefangen. Eben dadurch waren aber auch seine Gegner, wenn sie ihm überhaupt etwas anhaben wollten, von vornherein in die Position gedrängt, ihre Zuflucht zur Lüge und Verleumdung zu nehmen und ihre vergifteten Pfeile insonderheit auf die Person Luthers zu richten. Obwohl aber der Haß der Papisten sich in erster Linie richtete gegen Luthers Person, so galt er doch im letzten Grunde seiner Lehre, dem Evangelium von der Vergebung der Sünden allein durch den Glauben, mit welchem er dem Papsttum den Todesstoß versetzt hatte. Diese Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben mußte aus dem Wege geräumt werden, wenn das Papsttum mit seiner Werkerei und Tyrannei nicht in sich selber zusammenbrechen sollte. Redlich haben sich denn auch die Römlinge bemüht, sie zu entstellen und zu verbrechen

und so zu vernichten. Aber mit bloßer Verdrehung war hier nicht geholfen. Die genuin lutherische Lehre selber in ihrer Reinheit mußte widerlegt werden, wenn das Papsttum nicht ins Schwanken geraten und in beständigen Nöten bleiben sollte. Und weil sich in Sachen des Glaubens mit menschlichen Autoritäten nichts beweisen läßt, so mußte Luther, wenn er überhaupt widerlegt werden sollte, widerlegt werden aus der Heiligen Schrift. Mit der Schrift aber ist dem Luthertum, das nichts anderes ist als das ursprüngliche Christentum, nicht beizukommen, wie sich gleich zu Anfang der Reformation herausstellte und schon D. Eck 1530 zu Augsburg sich zu bekennen genötigt sah, wie es denn auch bis zum heutigen Tag unwiderlegt geblieben ist. Sollte dennoch das von Luther wieder ans Licht gebrachte Evangelium, mit dem sich das Papsttum ebensowenig verträgt wie Feuer mit Wasser, diskreditiert werden, so blieb den römischen Polemikern kein anderes Mittel übrig, als den Befenner und Prediger desselben zu verleumden. Der Gedanke, den solche Schmutzarbeit suggeriert, ist dann dieser: ein so greulicher Mensch, wie die Jesuiten Luther malen, könne unmöglich ein Votum Gottes sein und die rechte Lehre führen.

Mit ihren schmähsichen Lügen und Verleumdungen haben aber die Papisten sachlich und über ihr eigenes geknechtetes Volk hinaus schlechten Erfolg gehabt. Gott hat dafür gesorgt, daß die jesuitischen Ehrabschneider nur dazu haben helfen müssen, den Charakter Luthers um so heller und herrlicher hervorleuchten zu lassen. Schon der gewöhnliche Menschenverstand sagt jedem, daß Luther, der so viel gearbeitet und so große Erfolge aufzuweisen hat (wie aller Welt vor Augen liegt), unmöglich der Mann gewesen sein kann, den die Jesuiten aus ihm zu machen suchen. Den römischen Verleumdungen gegenüber hat es denn auch nie gefehlt an vortrefflichen Apologeten, die die papistischen Bemühungen vereitelt haben. In den ersten Reihen dieser Männer, die für Luther wider Rom ins Feld getreten sind, steht in der Gegenwart D. Wilhelm Walther, Professor an der Universität zu Rostock. Schon vor Jahren hat er sich um die lutherische Kirche ein bleibendes Verdienst erworben durch seine gründliche Schrift: „Für Luther wider Rom“, ein Buch, das in unsere öffentlichen Bibliotheken gehört und längst auch ins Englische hätte übersetzt werden sollen. Bis dato ist es wohl die beste und ausführlichste Verteidigung gegen alle nennenswerten Schmähungen Luthers seitens der Papisten. Demselben Zweck dient auch Walthers neueste Schrift, die wir in der „Literatur“ dieser Nummer von „Lehre und Behre“ berücksichtigt haben: „Luthers Charakter“. Unsern Lesern dürfte es darum nicht unwillkommen sein, wenn wir ihnen im folgenden wenigstens vorführen, was der Rostocker Walther über den Hauptzug im Charakter Luthers, seine Wahrhaftigkeit und Offenheit, zu sagen hat.

Das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo, der wir durch den Glauben theilhaftig werden, pflegten die Papisten, wie die



Apologie der Augsburgerischen Konfession gelegentlich erwähnt, als „lutherisch“ zu bezeichnen. Seitdem ist dies Evangelium, die zentrale Wahrheit des ganzen Christentums, auf dem Konzil zu Trient als Keterei verdammt worden, und schon lange entblößen sich jetzt die römischen Polemiker nicht mehr, dies Evangelium als „die Wittenberger Lüge“ zu brandmarken und Luther, den Prediger desselben, mit allen Mitteln der Sophistik und Verdrehungskunst als einen „Erzlügner“ an den Pranger zu stellen. Und solange die Papisten ihre Werklehre wirklich glauben, können sie auch gar nicht anders als das alleinseligmachende Evangelium von der Vergebung der Sünden durch den Glauben an Christum als eine verderbliche Lüge und ihren Hauptzeugen als den „Erzlügner“ zu bekämpfen. Wer jedoch die Wahrheit der Schrift erkannt und sich mit der Reformationsgeschichte einigermaßen vertraut gemacht hat, wird sich gerade auch den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit gegen Luthers Person betreffend genötigt sehen, den Spieß umzukehren. Luther wird er den Preis beispielloser Offenheit und Wahrhaftigkeit zuerkennen müssen, seinen Gegnern auf der ganzen Linie aber, insonderheit den römischen, den Vorwurf der Unlauterkeit und Unehrllichkeit, ja, vielfach selbst der größten Verlogenheit, nicht ersparen können.

Vollendete Offenheit und Wahrhaftigkeit bildet den Grundzug im Charakter Luthers. Die Wahrheit, die Wirklichkeit zu erkennen, wie sie ist, danach verlangte sein Inneres. Und was er als solche erkannte, sprach er auch offen und ohne Zögern aus. Luther hatte, wie man sagt, das Herz auf der Zunge. Wie er dachte und fühlte, so redete er auch. Was in seinem Innern vor sich ging, das wollte und konnte er niemand verbergen, das sprach er aus und schrieb er ohne jegliche Furcht vor andern und ohne alle Rücksicht auf sich selber. Luther wollte nie und nirgends anders scheinen, als er war. Die geringste Verletzung dieser Offenheit und vollen Wahrhaftigkeit empfand er als eine Verleugnung seiner eigensten, innersten Art, ja als Sünde vor Gott. Er konnte nicht anders: wie es ihm jedesmal ums Herz war, wie er dachte und fühlte, so mußte er auch reden und schreiben. Er hat nichts zu verbergen und kann sein Inneres nicht verheimlichen. Mangel an Klugheit und Rücksicht auf die eigene Person kann man Luther oft genug zum Vorwurf machen, Mangel an Offenheit und Wahrhaftigkeit aber nicht. Offen redet er von sich selber, seinen Mängeln sowohl wie seinen Vorzügen und Erfolgen. Und offen spricht er sich auch in Lob und Tadel aus über andere, seine Freunde sowohl wie seine Feinde. Nie verbirgt er seine Meinung, seinen Glauben, seine Zweifel, nie seinen Zorn, seine Verachtung, seinen Haß. Was in seinem Herzen vor sich geht, das muß heraus, das vermag er nicht in seinem Innern verschlossen zu halten. Nur wo die Liebe und die zarte Rücksicht gegen den Nächsten es gebietet, da weiß Luther auch zu schweigen, zu schweigen auch von dem, was ihn persönlich drückte und ihm das Herz schwer machte. An einzelnen Beispielen, die wie helle Schlaglichter wirken,



Luthers Offenheit und Wahrhaftigkeit illustrierend, läßt sich Walther also vernehmen:

„Wir beginnen mit einem Zuge in dem Bilde Luthers, der allen, die sich näher mit ihm beschäftigen, sofort aufs stärkste auffallen muß. „Nun muß ich sterben!“ Mit dieser Überzeugung erscheint Luther 1518 in Augsburg vor dem gewaltigen Kardinal und päpstlichen Legaten Cajetan. Er weiß, wieviel darauf ankommt, diesen Mann, in dessen Händen jetzt sein Schicksal liegt, nicht zu verlegen. Er unterläßt auch nichts von den Ehrfurchtsbezeugungen, die einem solchen Herrn gegenüber vorgeschrieben sind. Er wirft sich vor ihm auf das Angesicht. Sich zu erheben aufgefordert, bleibt er noch auf den Knien liegen. Erst auf einen zweiten gnädigen Wink erlaubt er sich aufzustehen. Dann bittet er um Verzeihung, falls er etwas Unbedachtes gelehrt oder getan haben sollte. Sobald aber die Unterredung sich seiner Lehre zuwendet, redet er mit einer geradezu unglaublichen Offenheit, als überlege er gar nicht, welch einen Eindruck seine Worte in dieser gefährlichen Lage machen müssen. Alles, was in seinem Innern aufsprudelt, läßt er, ohne Rücksicht auf die Folgen, auf der Stelle ungehemmt hervorströmen. Der Legat sagt ihm, er habe ein päpstliches Breve in seiner Tasche, das einfachen Widerruf von Luther fordere. Dieser bittet, ihn es erst einmal sehen zu lassen. Gewiß, er zweifelt an der Aufrichtigkeit des Kardinals. Aber wie kann er wagen, dies auszusprechen? Als Cajetan sich auf eine frühere päpstliche Bulle beruft, erklärt Luther, sie sei zweideutig und verdreht nach dem Urtheil der Heiligen Schrift. Der Legat donnert bei einer späteren Unterredung den kleinen Mönch gebieterisch nieder. Da läßt Luther alle Rücksicht so völlig aus den Augen, daß er selbst des Gegners hohe Titel alle vergißt und ihn einfach mit „Ihr“ anredet. Cajetan setzt ihm auseinander, jene päpstliche Bulle verstephe unter dem Schatz der Kirche die Verdienste Christi und seiner Gläubigen. Luther unterbricht ihn mit dem Einwand, dort stehe gar nicht, daß jene Verdienste der Schatz seien, sondern daß sie den Schatz erworben hätten. Der Kardinal wird bestürzt und will von etwas anderm anfangen. Luther fällt ihm ins Wort und bricht flammend los: „Gew. Hochwürden soll nicht noch meinen, daß wir Deutschen keine Grammatik können! Es ist ein Unterschied zwischen „ein Schatz sein“ und „einen Schatz erwerben!“ Also der große italienische Gelehrte und Kirchenfürst soll nicht einmal in der Grammatik hinreichend beschlagen sein! Nachher hat Luther selbst diese Äußerung als „sicher respektwidrig genug“ bezeichnet. Aber er hat sie nicht zurückgehalten. Warum nicht? Hat er in der augenblicklichen Erregung die Selbstbeherrschung verloren? Würde er, wenn er nur Zeit zur Überlegung gehabt hätte, seine Gedanken verborgen haben? Keineswegs. Denn wenn er auch genügend Zeit zum Nachdenken hat, wenn er etwa einen Brief oder ein Buch schreibt, kann er ebensowenig etwas von dem, was er denkt oder fühlt, für sich behalten.



„Mit der denkbar höchsten Schande beladen, unter dem Bann der Kirche und der Acht des Reiches liegend, hat er sich auf der Wartburg verstecken müssen. Dort hört er, daß der mächtigste deutsche Kirchenfürst, dessen Herrschaft auch er selbst unterstellt ist, der Kurfürst und Erzbischof Kardinal Albrecht von Mainz, in seiner Residenz Halle abermals einen Ablass hat verkündigen lassen, um die durch sein verschwenderisches Leben geleerte Kasse wieder zu füllen. Luther will eine Schrift dagegen veröffentlichen. Sein Kurfürst Friedrich der Weise verbietet es. So will er zunächst versuchen, ob er durch einen Brief den Erzbischof zur Einstellung des Ablassunfugs bewegen könne. Welchen Ton muß er darin anschlagen, wenn er auch nur die leiseste diplomatische Klugheit besitzt? Die allergrößte Vorsicht ist hier am Platz. Denn ihm ist auch berichtet worden, er beurteile den Erzbischof nicht richtig. Dieser sei dem Evangelium keineswegs ungünstig gesinnt. Wenn er also mit seinem Briefe nicht alles verderben will, so darf er höchstens demütig und leise auf die Gefahr hindeuten, die in dieser aufgeregten Zeit durch eine Erneuerung des nunmehr von Unzähligen scharf verurtheilten Ablasshandels heraufbeschworen werden könne. Wie aber lesen wir in einem Briefe? Schon zweimal habe er den Erzbischof vergebens brieflich verwahrt; er wolle es noch ein drittes Mal versuchen. 'Es hat jezt Ew. Kurfürstl. Gnaden zu Halle wieder aufgerichtet den Abgott [des Ablasses], der die armen, einfältigen Christen um Geld und Seele bringt. Ich will tun, was christliche Liebe fordert, nicht angesehen auch die höllischen Pforten, geschweige denn Kardinäle und Bischöfe. Derhalben ist meine untertänige Bitte, Ew. Kurfürstl. Gnaden wolle das arme Volk unverführt und unberaubt lassen, sich als einen Bischof, nicht als einen Wolf erzeigen.' Derselbe Gott, der aus dem früheren, durch Tegel betriebenen Ablasshandel ein so greuliches Feuer habe entstehen lassen, derselbe Gott lebt noch, da zweifle nur niemand an! Der kann auch die Kunst, daß er einem Kardinal von Mainz widerstehe, wenn gleich vier Kaiser [ihre Hand schützend] über ihn hielten. Er hat auch besondere Lust, die hohen Federn zu brechen und die hochmütigen, verstockten Pharaos zu demütigen. Ew. Kurfürstl. Gnaden denke nur nicht, daß Luther tot sei! Er wird auf den Gott, der den Papst gedemütigt hat, so frei und fröhlich pochen und ein Spiel mit dem Kardinal von Mainz anfangen, des sich nicht viele versehen'. Falls nicht dieser Ablasshandel abgetan werde, halte Luther es für seine Christenpflicht, in einer öffentlichen Schrift den Erzbischof anzutasten und aller Welt anzuzeigen den Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolf. Danach wird sich Ew. Kurfürstl. Gnaden wissen zu richten und zu halten. Hieraus erbitte und erwarte ich Ew. Kurfürstl. Gnaden richtige und schleunige Antwort binnen vierzehn Tagen. Denn nach vierzehn Tagen wird mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen, wo nicht kommt eine gemeine [auch öffentlich zu verwendende] Antwort'. Wie ist es Luther nur möglich, so zu schreiben? Nun, es



ist ihm eben unmöglich, anders zu schreiben, als er denkt und fühlt. Dies kennt der Erzbischof schon an ihm. Davor zittert er. Darum antwortet er, wie man es nicht für möglich halten sollte: „Ich habe Euren Brief gelesen und zu Gnaden und allem Guten angenommen.“ Die Ursache (die Luther zu seinem Schreiben veranlaßt habe) sei längst abgestellt. „Ich will mich, so Gott will, dergestalt halten, als einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zusteht. Darum ich auch treulich bitten und bitten lassen will. Brüderliche und christliche Strafe kann ich wohl leiden.“

„Nicht so großartigen Erfolg hatte Luthers beispiellose Offenherzigkeit in einem andern Fall. Der berühmteste Gelehrte jener Zeit war der Humanist Erasmus. Mit ihm fühlte sich Luther insofern verbunden, als auch er manche kirchliche Mißstände bekämpfte und für die Verdrängung der verknöcherten scholastischen Theologie durch das Studium der Quellen des Christentums erfolgreich gewirkt hatte. Was die beiden voneinander trennte, war eine verschiedene Auffassung vom Wesen des Christentums, die es dem Erasmus unmöglich machte, Luthers Standpunkt zu teilen. So betrückte es diesen tief, als er im Jahre 1524 erfuhr, daß der große Gelehrte, dem er selbst vieles verdankte, eine Schrift gegen ihn verfasse und damit die evangelische Lehre zum erstenmal öffentlich bekämpfe. Er richtete deshalb einen Brief an ihn, um ihn, wo möglich, von seinem Vorhaben abzubringen. Mit welchen Gedanken schrieb er? Nach seiner Ansicht konnte er von Erasmus nicht verlangen, auf seiner Seite zu kämpfen. Hierzu fehlte diesem Humanisten sowohl der Mut als auch die volle Erkenntnis der evangelischen Wahrheit. Darum aber war es auch seine Pflicht, sich nicht in diesen Streit einzumischen. Wenn er jetzt, trotzdem er in mancher Beziehung mit Luther übereinstimmte, doch gegen diesen zur Feder griff, so konnten ihn dazu nur die schmeichlerischen Bitten seiner hohen katholischen Gönner bestimmt haben. Doch von dem allem, was hiernach Luther denkt, wird er doch nichts schreiben? Weiß er doch, daß dieser „König der Humanisten“, von den höchsten geistlichen und weltlichen Herren umschmeichelt, von Millionen als ein Wunder der Weisheit angestaunt, an allerstärkster Eitelkeit leidet. Dieser wunde Punkt in ihm mußte schon durch die leiseste Andeutung von dem, was Luther jetzt über ihn dachte, aufs tiefste verletzt werden. Aber soll Luther von dem schweigen, was er denkt, so muß er das Schreiben ganz unterlassen. Denn was er sonst etwa sagen könnte, würde diplomatische Unwahrheit sein. Und Luther kann nicht anders als mit voller Wahrheit vorgehen. Macht sie, weil sie als zu bitter empfunden wird, keinen Eindruck, so will er lieber umsonst schreiben, als sich verstellen. Daher lesen wir in dem Briefe: „Da wir sehen, daß Dir noch nicht von dem Herrn die Tapferkeit gegeben ist, jenen Ungeheuern, gegen die wir zu kämpfen haben, mit uns zuversichtlich und frei entgegenzutreten, so denken wir auch nicht daran, Dir etwas zuzumuten, was über Deine Kräfte und Deine Grenzen



hinaus geht. Nein, wir haben Deine Schwäche und das Maß der Dir von Gott verliehenen Gaben getragen und verehrt. Denn das kann die ganze Welt nicht leugnen, daß das Blühen und Gedeihen der Wissenschaft, durch die man zum richtigen Bibelstudium kommt, ein in Dir uns verliehenes großartiges und herrliches Gottesgeschenk ist. Deswegen habe ich niemals gewünscht, daß Du die Dir angewiesene Tätigkeit verlassen oder vernachlässigen und in unser Heerlager eintreten möchtest. Denn obwohl Du unserer Sache durch Deinen Geist und Deine Gelehrsamkeit viel würdest nützen können, ist es, weil Dir der Mut dazu fehlt, doch sicherer, ihr nur durch die Dir verliehene Gabe zu dienen. Eins nur war meine Sorge: daß Du Dich durch die Widersacher verleiten lassen könntest, in Schriften gegen unsere Lehre loszuziehen, und daß wir dann gezwungen wären, Dir ins Angesicht zu widerstehen. Mit unserer [evangelischen] Sache steht es jetzt so, daß für sie nur wenig zu fürchten ist, auch wenn Erasmus sie aus höchsten Kräften bekämpfen würde. Aber wenn Du auch Dich für sie zu erklären durchaus nicht vermagst und wagst, so laß sie doch unangetastet und bebaue Dein Arbeitsgebiet. Dies möchte ich gesagt haben, um Dir meine aufrichtige Gesinnung gegen Dich zu bezeugen, in dem Wunsche, daß Dir von dem Herrn ein Deines berühmten Namens würdiger Geist gegeben würde. Will dies der Herr noch nicht tun, so bitte ich Dich zunächst, wenn Du nicht mehr zu leisten vermagst, ein bloßer Zuschauer unserer Tragödie zu bleiben. Leiste wenigstens unsern Widersachern keine Hilfe. Vor allem schreibe keine Bücher gegen mich, wie ich auch gegen Dich nichts herausgeben werde. Des Weißens ist schon genug gewesen. Jetzt müssen wir dafür sorgen, daß wir uns nicht gegenseitig verzehren. Als dieser Brief bei Erasmus ankam, hatte dieser seine Streitschrift gegen Luther schon weit gefördert, auch seinem freigebigen Gönner, Heinrich VIII. von England, auf dessen Drängen er sich endlich an die Arbeit gemacht, eine Probe von ihr zugesandt. Doch auch wenn der Brief früher eingetroffen wäre, würde er den an widerliche Lobhudelei gewöhnten Erasmus nur gereizt, nicht aber umgestimmt haben. Luther aber konnte nicht anders schreiben, wenn er seiner Natur nicht untreu werden wollte.

„Nicht nur seinen Gegnern gegenüber schlägt Luther alles heraus, was er empfindet. Auf der Wartburg hat er von dem schwärmerischen Sturm erfahren, der in Wittenberg seine Anhänger erfaßt hat. Er fühlt es als seine Gewissenspflicht, dorthin sich aufzumachen, um, wo möglich, die wilden Wogen zu beschwichtigen. Er teilt dies seinem Kurfürsten Friedrich dem Weisen mit, dem er das schützende Asyl der Wartburg zu verdanken hat. Der Kurfürst verbietet ihm die Rückkehr nach Wittenberg; er werde ihn dann nicht mehr schützen können. Luther verweigert den Gehorsam. Auf der Reise antwortet er seinem Kurfürsten. Er bezeugt ihm, er habe „allezeit eine Lust und Gefallen an ihm vor allen Fürsten und Obrigkeiten gehabt“ und wisse, daß „er es jetzt aufs allerbeste meine“. Aber dessen bange Sorge kann er nur als



Mangel an Glauben auffassen. Gewiß, wenn er dies seinem Fürsten offen erklärt, so kann er ihn sehr tief kränken. Er weiß dies. Dennoch aber schreibt er ihm: „Solches sei nun Ew. Kurfürstl. Gnaden geschrieben der Meinung, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden wissen, ich komme gen Wittenberg in viel einem höheren Schutz denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurfürstl. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wolle Ew. Kurfürstl. Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Die weil ich denn nun spüre, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keineswegs Ew. Kurfürstl. Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte.“ Der Kurfürst, der ihm bisher seinen mächtigen Schutz gewährt, meine, in dieser Sache zu wenig getan zu haben, und wolle wissen, was er tun solle. „Ich antworte untertäniglich: Ew. Kurfürstl. Gnaden hat schon allzuviel getan und sollte gar nichts tun. Denn Gott will und kann nicht leiden Ew. Kurfürstl. Gnaden oder mein Sorgen und Treiben. Er will es ihm gelassen haben; das und kein anderes! Da mag sich Ew. Kurfürstl. Gnaden nach richten. Glaubte Ew. Kurfürstl. Gnaden dies, so wird sie sicher sein und Friede haben. Glaubte sie nicht, so glaube doch ich und muß Ew. Kurfürstl. Gnaden lassen seine Qual in Sorgen haben, wie sich gebührt allen Ungläubigen zu leiden. Wenn Ew. Kurfürstl. Gnaden glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen. Weil sie aber noch nicht glaubt, so hat sie auch noch nichts gesehen.“ So schreibt er in dem Bewußtsein, er habe „sein Leben lang keinem andern großen Herren so hart geschrieben“. Aber was er denkt, kann er nicht in seinem Innern verschlossen halten, mag daraus folgen, was da will.

„Dieselbe rücksichtslose Freimütigkeit auch in seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften. Nie verbirgt er seinen Glauben, seine Sorgen, seine Zweifel, nie seinen Zorn, seine Verachtung, seinen Haß. Nie kommt ihm auch nur die Frage, ob er nicht dem, was er fühlt, einen abschwächenden, mildernden Ausdruck verleihen solle. Ebenso in seiner mündlichen Unterhaltung mit andern. Hier hat man den Eindruck, als wäre die Verbindung zwischen Herz und Zunge so unmittelbar, daß die dort in der Verborgtheit vor sich gehenden Schwingungen sofort auch durch die Sprache ans Licht treten müßten. Auch ihm ist mitunter die Versuchung nahe getreten, ein Blatt vor den Mund zu legen. Dies aber ist nur durch dringende Vorstellungen anderer verursacht worden, und ein derartiges Ansinnen hat er mit wenigen Ausnahmen schroff von sich gewiesen. Er will immer sein Innerstes offenbaren. Was dort vorhanden ist, das ist für ihn etwas wirklich Daseiendes, und darum läßt er es auch seinen Weg gehen, falls er es nicht für etwas Sündliches erkennt und deshalb niederzuschlagen für Pflicht hält. Als man nach seinem Tode sich nicht mehr davor scheute, Gespräche von ihm, die seine Freunde an seinem Tisch sich notiert hatten, durch den Druck zu veröffentlichen, wagte man doch nicht, alles vollständig zu geben. Man



hielt es für notwendig, für die Namen der Personen, über die er sich offen geäußert, ein verhüllendes N. N. zu setzen, auch wohl anderes fortzulassen oder nur leise anzudeuten. Hinsichtlich einer großen Reihe von Äußerungen Luthers aber, die man doch am allerwenigsten als für eine Veröffentlichung geeignet ansehen möchte, legte man sich bei dem Druck gar keine Beschränkung auf, hinsichtlich dessen, was er über sich selbst ausgesagt hat. Daß wir aber auch dieses kennen, ist uns für das Verständnis seines Charakters von großem Werte. Denn so auffallend, ja so verblüffend ist die rücksichtslose Offenheit, mit der er das, was er über andere denkt, auszusprechen sich erlaubt, daß wir in der Gefahr stehen, sie auf Hochmut, auf Annäherung, auf Mangel an Liebe oder Gerechtigkeitsgefühl zurückzuführen. Hiervor bewahrt uns die Beobachtung, daß er genau in derselben Weise das Herz auf der Zunge hat, wenn er von sich selbst redet. Seine Feinde wissen ihm viel Schlechtes nachzusagen. Woher kennen sie dies, soweit es nicht rein erlogen ist? Wüßten sie nichts weiter von ihm, als was seine Zeitgenossen, auch seine bittersten Feinde, berichtet haben, so würde ihr Anlagestoff unendlich dürftig oder ganz unbeweisbare Verleumdung sein. Fast ausschließlich durch ihn selbst haben sie erfahren, was sie Ungünstiges über ihn vorzubringen vermögen.

„Was aber konnte ihn bewegen, sich selbst so bloßzustellen? Er gehörte nicht zu denen, die von ihren Schwächen reden können, um den Ruhm der Demut zu ernten, oder ihre früheren Fehltritte bekennen, weil sich dagegen ihre jetzige Vortrefflichkeit um so heller abhebt. Diesen Ton vernehmen wir niemals in seinen Selbstbekenntnissen. Nein, ebenso wie er nur dann sein freimütiges Urtheil über andere fällt, wenn er damit jemandem dienen zu können meint, so sind auch alle seine sogenannten ‚Geständnisse‘ nur durch den Wunsch, andern nützlich zu sein, veranlaßt. Dann aber kostet es ihn auch durchaus keine Selbstüberwindung, und dann redet er so frei, als handle es sich um eine ihm gänzlich gleichgültige ferne Persönlichkeit. Als der Pfarrer Antonius Musa ihm ‚einmal herzlich geklagt, er könne selbst nicht glauben, was er andern predige‘, antwortete Luther: ‚Gott sei Lob und Dank, daß es andern Leuten auch so geht! Ich meinte, mir wäre allein also.‘ Der Berichterstatter deutet uns das Motiv dieses ‚Geständnisses‘ Luthers an, indem er hinzufügt: ‚Dieses Trostes konnte Musa sein Vebetag nicht vergessen.‘ Ein andermal klagte ihm jemand, er könne nicht mit solcher Gewißheit an das ewige Leben glauben, wie Paulus von seinem Tode geschrieben habe. Da suchte ihn Luther zu beruhigen: ‚Ich wahrlich kann's auch leider nicht so stark glauben, als ich davon predigen und schreiben kann, und wie andere Leute von mir denken, daß ich so fest glaube.‘

„Doch schweigen wir von den vielen derartigen Äußerungen über sich selbst, die Luther im Gespräch mit vertrauten Freunden nicht zurückgehalten hat. Hier, wo man ihn genauer kannte und solche Mittheilungen



nicht falsch deutete, ist eine derartige Offenheit noch allenfalls begreiflich. Aber in öffentlichen Schriften und in Predigten pflegt man sich doch davor zu hüten. Hier sucht man doch auf andere durch die Festigkeit seiner Überzeugung Eindruck zu machen, und hütet sich sorgfältig, von den eigenen Schwächen im Glauben und im Leben zu reden. Luther aber ist diese Rücksicht auf sich selbst völlig unbekannt. Meint er, andere dadurch fördern zu können, so kann er ohne jedes Zögern und ohne jede Beschönigung sich öffentlich bloßstellen. In einer öffentlichen Schrift will er dazu ermahnen, keine Neuerung eher zu unternehmen, als bis deren göttliche Berechtigung uns völlig gewiß geworden sei. Denn sonst könne man nachher von den schwersten Zweifeln, ob man auch recht gehandelt habe, selbst dann gepeinigt werden, wenn der Bruch mit dem Herkömmlichen durchaus nach Gottes Willen gewesen sei. Damit man dies nicht als etwas Geringses ansehe, schreibt er ohne Bedenken, was doch von denen, die solche Anfechtungen nicht kannten, als ein Beweis von Unsicherheit seines Glaubens mißdeutet werden konnte: „O mit wie großer Mühe und Arbeit, auch durch begründete Heilige Schrift, habe ich mein eigen Gewissen kaum können rechtfertigen, daß ich einer allein wider den Papst habe dürfen auftreten! Wie oft hat mein Herz gezappelt, mich gestraft und mir vorgeworfen ihr einiges, stärkstes Argument: Du bist allein klug? Sollten die andern alle irren und so eine lange Zeit geirrt haben? Wie, wenn du irrtest und so viel Leute in Irrtum verführtest, welche alle ewiglich verdammt würden?“

„Oder er steht auf der Kanzel. Um die zu beruhigen, die mit Schmerz fühlen, wie schwer es ihnen wird, den Glauben so rein zu fassen“, kann er vor der versammelten Gemeinde, nachdem er mit großer Klarheit und zweifelloser Gewißheit die römische Werklehre bekämpft und die Herrlichkeit des vertrauenden Glaubens geschildert hat, ohne jede Scheu aussprechen: „Ich habe es nun selbst schier zwanzig Jahre gepredigt und getrieben mit Lesen und Schreiben, daß ich billig sollte sein herausgekommen [aus der Werkgerechtigkeit]. Dennoch fühle ich noch immerdar den alten anflebenden Unflat, daß ich gern mit Gott so handeln wollte und etwas mitbringen, daß er mir seine Gnade für meine Heiligkeit mülhe geben, und es will mir nicht ein, daß ich mich so gar sollte ergeben auf bloße Gnade. Und soll doch und muß nicht anders sein.“ Oder er will seine Zuhörer vor der Sicherheit der Gottlosen warnen, welche meinen, der Teufel sei im tiefen Meer. Er will ihnen eindringlich zeigen, daß der Teufel „nicht ferne von uns sei“, vielmehr alles Gute im Weltlichen wie im Geistlichen zu verhindern suche. Damit aber auch die ernstesten Christen niemals sorglos werden, setzt er hinzu: „Ich selbst fühle oft des Teufels Rasen [oder: Nahesein] in mir. Zuzeiten glaube ich, zuzeiten glaube ich nicht.“ Auch „den rechten Christen, die fest daran halten wollen, daß Christus sich selbst für unsere Sünden gegeben“, kann der Teufel in der Anfechtung „Christum verbergen und aus den Augen wegnehmen und das Wort der Gnade aus



dem Herzen reißen. Was ich sage, das habe ich zum Teil erfahren. Ja, selbst wenn er von den Versuchungen zu Sünden gegen das sechste Gebot redet! Er will seine Zuhörer ermahnen, nicht auf ihre eigene sittliche Kraft zu vertrauen, sondern in der Versuchung Gottes Hilfe anzurufen. Ungeachtet erklärt er: „Ich weiß wohl, wie es ist! Ich habe von mir selbst nicht so viel [Kraft], daß ich mich enthalten kann.“ Gewiß, er brauchte nicht zu fürchten, daß seine Wittenberger Zuhörer, die täglich sein sittenreines Leben vor Augen hatten, ihn mißverstanden. Aber welcher andere Prediger spricht es öffentlich aus, daß er auch solche Versuchungen kenne?

„Nur ein paarmal in seinem ganzen Leben hat Luther, Freundesbitten nachgebend, nicht alles gesagt, was er dachte. Er tat es, weil er damit der von ihm vertretenen Sache dienen zu können meinte. Aber jedesmal hat er nachträglich bitter bereut, nicht ganz seinem inneren Antrieb gefolgt zu sein. Kein Bild aus dem Leben Luthers ist so bekannt und berühmt wie: Luther in Worms. Diese Furchtlosigkeit, diese rücksichtslose Überzeugungstreue erscheint uns allen unüberbietbar. Luther selbst aber? Er hat sich über sein Verhalten in Worms nachträglich aufs stärkste geärgert. Und zwar deshalb, weil er — zu rücksichtsvoll, zu nachgiebig gewesen sei, weil er „seinen Geist gedämpft“, also nicht einzig seinem innersten Wesen gefolgt sei. Es dürfte bezeichnend sein, daß man diese Äußerungen Luthers entweder übersehen hat, als wären sie nicht ernst gemeint, oder als unverständlich angesehen hat, während doch er selbst mehrmals scharf hervorgehoben hat: „Ich habe es vielmals bereut.“ Man konnte sein darin sich aussprechendes Verlangen nach völlig unbegrenzter Offenheit nicht nachempfinden, weil es eine zu ungewohnte Erscheinung ist. Er kam auf den Reichstag zu Worms mit der festen Absicht, nichts zu widerrufen, sondern frank und frei seinen Glauben als die in Gottes Wort begründete, unfehlbare Wahrheit zu bezeugen. Aber von den wohlmeinendsten und urteilsfähigsten Freunden wurde ihm vorgestellt, es werde einen bösen Eindruck machen, wenn er seine Überzeugung als zweifellos gewiß hinstelle, also die Möglichkeit, daß er geirrt habe, völlig ausschließe. Dagegen werde er bei vielen volles Verständnis, ja Zustimmung und Unterstützung finden, wenn er nur erkläre, nicht eher etwas widerrufen zu können, als bis er eines Irrtums überführt worden sei. Denn so weit schon war damals der Bann mittelalterlicher Anschauungen gebrochen, daß in weitesten Kreisen das Ideal der blinden Unterwerfung unter die Wortsprüche der Kirche verblaßt war, daß man es vielmehr für sittliche Pflicht hielt, seinem Gewissen zu folgen, also auch nicht eher eine Überzeugung aufzugeben, als bis man sie als falsch erkannt habe. Man beschwor also Luther, so zu reden, daß er „nicht zu steifsinzig, sondern demütig und ehrerbietig“ erscheine. Er ließ sich überreden. In seiner Ansprache vor Kaiser und Reich erklärte er: „Ich werde auf das willigste bereit sein, jeglichen Irrtum, so ich des überwiesen werde, zu widerrufen,



und werde der erste sein, meine Bücher ins Feuer zu werfen.' Und auf die weitere Forderung, er solle kurz antworten, ob er widerrufen wolle oder nicht, erwiderte er: 'Wenn ich nicht durch Schriftzeugnisse oder helle Gründe werde überwunden werden, so bin ich überwunden durch die von mir angeführten Schriften, und mein Gewissen ist gefangen in Gottes Worten. Widerrufen kann ich nichts und will ich nichts, weil wider das Gewissen zu handeln, nicht sicher und nicht lauter ist.' So konnte er sagen, weil nach seiner Überzeugung niemand ihn widerlegen konnte. Eben diese seine Überzeugung aber sprach er nicht offen aus. Er verdeckte sie vielmehr durch die Erklärung, das widerrufen zu wollen, was ihm als Irrtum nachgewiesen werde. Was er sagt, ist also richtig, und wie viele werden nicht das geringste Unrecht darin finden können. Er aber hat es später, als er Zeit genug zu reiflicher Überlegung gefunden, als eine Sünde angesehen. Denn er hatte vor dem Reichstage nicht alles gesagt, was er dachte. Und schon dies empfindet er als seiner Natur, seinem 'Geist', widersprechend; er empfindet es als Unwahrhaftigkeit. Ja, so stark klagt ihn sein Gewissen deswegen an, daß er einen Schlag, der ihn ein Jahr später trifft, einen Schlag, der nach seinen eigenen Worten ihm größere Schmerzen bereitet hat als alle Feindschaft der Päpstlichen, 'samt allen Teufeln', der ihm fast das 'Herz genommen und den steifen Geist matt gemacht', als eine nicht unverdiente Strafe angesehen hat. An der auch in Wittenberg unter seinen Anhängern ausgebrochenen schwärmerischen Bewegung meint er nicht ohne Schuld zu sein. Er hatte in der entscheidenden Stunde in Worms 'guten Freunden zu Dienst seinen Geist gedämpft und nicht strenger sein Bekenntnis vor den Tyrannen getan'. Er hatte damit die Möglichkeit von Irrthümern in seiner Lehre zugegeben. Darum konnten Anhänger von ihm, als er durch die Verbannung auf die Wartburg vom Schauplatz entfernt war, sich für berechtigt halten, in einzelnen Punkten von seiner Lehre abzuweichen und Neuerungen vorzunehmen, ohne ihn, durch den doch allein sie ihre evangelische Anschauung bekommen hatten, auch nur um seine Ansicht darüber zu fragen. Sie konnten sich mit dem Gedanken decken, er selbst sei ja seiner Lehre nicht gewiß. So tief fühlt er jenes Verschweigen seiner vollen Meinung als Sünde, für die dieses 'das Evangelium schmähende Spiel zu Wittenberg' die gerechte Strafe sei, daß ihn nur eins bei dem Blick in die Zukunft 'unberzagt und unerschrocken' machen kann: 'Wie wir auf unsere Wohlthat nicht trogen, zagen wir auch nicht in unsern Sünden. Wir danken aber Gott, daß unser Glaube größer ist denn Wohlthat und Sünde. Denn der Vater aller Barmherzigkeit hat uns gegeben, zu glauben nicht einen hölzernen, sondern einen lebendigen Christus, der uns auch aufrichten und erhalten kann, ob wir gleich in tausend und aber tausend Sünden alle Stunde fielen. Da ist mir kein Zweifel daran.' Solches Trostes bedurfte Luther, da er einmal in bester Absicht, auf anderer Bitten hin, nicht vollkommen offen gewesen war.

„Die gleiche Neigung, sein ganzes Herz herauszusagen, zeigt er selbst Gott gegenüber. Er bemüht sich nicht einmal in seinen Gebeten, einen feierlichen Ton anzuschlagen. Wenn er an dem Krankenlager Melancthons von leidenschaftlicher Erregung darüber ergriffen ist, daß der Teufel dieses Werkzeug Gottes so schändlich zugerichtet habe und dem Tode in die Arme treibe, so kann er im Gebet seinem flammenden Zorn und seiner Überzeugung von der Unentbehrlichkeit dieses Mitkämpfers für Gottes Sache so ungehemmt und unverblümt Ausdruck verleihen, daß er selbst es genannt hat: „Mda mußte mir unser Herrgott herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Thür [ich erklärte ihm, die Last nicht mehr tragen zu können] und rieb ihm die Ohren mit allen seinen Verheißungen, die ich in der Heiligen Schrift aufzuzählen mußte, daß er mich müßte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Aus seinem Aufenthalt auf dem Reichstag in Worms ist uns ein Gebet überliefert, das man an einem Abend von ihm erlauscht hat. Welch unglaubliche Unverhülltheit seiner Stimmungen vor Gott, wenn er da betet: „Wie ist es nur ein Ding um die Welt; wie schnurrt sie dahin, läuft die gemeine Bahn und den weiten Weg zur Hölle, da die Gottlosen hingehören, und sieht nur allein bloß an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist und ein Ansehen hat! Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ist es mit mir aus, die Glocke ist schon gegossen und das Urtheil gefällt. Ach Gott, ach Gott, o du mein Gott, stehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit! Tue du es! Du mußt es tun — du allein! Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache. Hab' ich doch für meine Person allhier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu tun. Möchte ich doch auch wohl gute, geruhige Tage haben und unverboren sein. Hörst du nicht, mein Gott? Bist du tot? Nein, du kannst nicht sterben. Du verbirgst dich nur. Hast nicht du mich dazu erwählt? Ich frage dich, wie ich es denn gewiß weiß. Ei, so walt's Gott! Denn ich mein Leben lang nie wider so große Herren zu sein gedacht. Herr, wo bleibst du? Du, mein Gott, wo bist du? Komm, Herr, ich bin bereit, auch mein Leben darüber zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein.“

„Dieser unwillkürliche Trieb, sein Inneres und sein Äußeres in völliger Übereinstimmung zu halten, zeigt sich nicht nur in seinem Reden, sondern in seinem gesamten Benehmen. Die ganze würdevolle Förmlichkeit und Erhabenheit der höchsten akademischen Feiern wurde bei der Disputation zwischen Luther und Eck in der alten Universitätsstadt Leipzig entfaltet. Von Wittenberg her hatten zu Wagen die Rorhphäen der neuen Theologie ihren Einzug gehalten, geleitet von dem Rektor Magnifizientissimus Herzog Barnim von Pommern und zweihundert mit Spießen und Hellebarden bewaffneten Studenten. Von allen Seiten waren nicht nur hochangesehene Theologen, sondern auch Äbte und Grafen und Ritter des Eisernen Blieses herbeigeströmt, um dem er-



habenene Schauspiele beizumohnen. Auch der Fürst des Landes, Herzog Georg von Sachsen, ehrte mit seinem Sohn die Feier durch seine Gegenwart. Nach einer Begrüßungsrede in der Universität und nach einer festlichen Messe in der Thomaskirche zog man in glänzender Prozession zur Pleißenburg, deren Saal mit kostbaren Teppichen reich geschmückt war. Ein Sängerkhor stimmte mit Instrumentalbegleitung den alten Weihegesang an „Komm, Heiliger Geist“. Alle Anwesenden lagen dabei auf ihren Knien. Welch eine Spannung wird sich dieser erlauchten Versammlung bemächtigt haben, als endlich der durch seine gewaltigen Schriften und durch die drohenden Angriffe seiner Feinde weltberühmt gewordene Professor der Theologie D. Martin Luther das Katheder bestieg, um in den Kampf einzutreten, der über seine und der Seinigen Zukunft entscheiden konnte! Wenn je eine würdevolle, eindrucksvolle Haltung, eine selbstbewusste Ruhe und Sicherheit am Platze war, so diesem erwartungsvoll auf ihn blickenden glänzenden Kreise gegenüber. Wenn Luther je an das unzweifelhaft richtige Wort denken mußte: „Die Welt macht so viel aus dir, wie du selbst aus dir machst“, so in dieser Stunde. Er aber? Der Leipziger Professor Mosellan hat uns den Eindruck geschildert, den Luthers Auftreten auf ihn gemacht. Er vermist an ihm bei dem Disputieren die „Vorsicht“, die vor dem Sprechen gründlich überlegt, mit welchen Worten ein Triumph über die Gegner zu erzielen ist. Er bedauert daher „die allzu bissige Form im Tadel der Gegner“, da Luther das Feuer seines Irrgers oder Zorns ungehemmt in Flammen hervorbrehen läßt. überhaupt „nichts Stoisches hat er an sich noch düsteren Stolz“. Er hüllt sich nicht in den bei andern beliebten Mantel kühler wissenschaftlicher Ruhe und Überlegenheit. Kurz, er gibt sich ganz, wie er ist, und will nichts mehr sein, als er ist. „Im freundschaftlichen Verkehr kann er fröhlich und heiter plaudern, lebendig und sicher, stets heiteren Angesichts“, als wäre er nicht ein mit den höchsten Problemen ringender Professor. Kaum glaublich ist, wie wenig er daran denkt, daß in dieser erhabenen Versammlung aller Blicke auf ihn gerichtet sind und auch das Kleinste an ihm beobachten. Kann er doch, da er zur Disputation die Rednerbühne besteigt, einen kleinen Blumenstrauß, den er in der Hand hält, mit aufs Katheder nehmen, ja sogar während der Verhandlungen besehen und an dem Duft sich erfreuen! Und am Finger trägt er einen silbernen Ring, an dem noch etwas Unerkennbares hängt! Daß er den Ring nicht vorher abgenommen, fiel so stark auf, daß die Meinung geäußert wurde, er habe in einer kleinen Kapsel den Teufel bei sich. Solche kleinen Züge sind unentbehrliche Farben, wenn man den echten Luther malen will.

„Kein Wunder, daß in einer Welt, in der nicht das Sein, sondern der Schein entscheidet, Luther mit seiner entgegengesetzten Art immer wieder zu gering gewertet, ja geradezu verachtet worden ist. Der päpstliche Legat Meander, dessen unaufhörliche, auch die unsittlichsten Mittel nicht scheuende Bemühungen endlich in Worms die Verhängung der

kaiserlichen Acht über den Ketzer erreichten, berichtet nach Rom über den ‚beseffenen Narren‘, die Art seines Auftretens habe ihn um alle Achtung gebracht, die die Welt früher vor ihm gehabt habe; in Blicken, Worten, Werken, Mienen und Gang sei er roh. Der Kaiser habe, als er Luther zu sehen bekommen, in höchster Enttäuschung verächtlich geäußert: ‚Der soll mich nicht zum Ketzer machen!‘ Für unmöglich hielt er, daß die berühmten Schriften, die unter dem Namen des Ketzers ausgegangen, wirklich von diesem selbst verfaßt seien. Ebenso urtheilten auch andere, die selbst diese großartigen Schriften gelesen hatten, als sie sein einfaches, natürliches Benehmen zu beobachten Gelegenheit fanden. Ja, noch vierzehn Jahre später, als doch eigentlich kein Mensch mehr an Luthers hervorragenden Fähigkeiten zu zweifeln vermochte, konnte der päpstliche Gesandte Bergerio, der in Wittenberg sich mit Luther unterhalten hatte, nach Rom berichten, ohne Zweifel könnten einige der unter seinem Namen veröffentlichten Bücher gar nicht sein Werk sein. — Es ist Luther nicht verborgen geblieben, wie sehr manche an seiner ungekünstelten Art Anstoß nahmen. Er hat sich oft gefragt, ob er nicht lieber nach der Welt Weise sich in den Nimbus vorsichtiger Zurückhaltung und schweigender Erhabenheit kleiden solle. Aber dann hat er dies als der ihm von Gott verliehenen Eigenart widersprechend erkannt und ist als ein Todfeind aller Verstellung bei seiner Weise geblieben.“

Von Luthers rücksichtsloser Wahrhaftigkeit zeugt auch sein Klosterleben. Hier fühlte er, daß er trotz aller eigenen Bemühungen nicht war, wie er sein sollte, um dadurch einen gnädigen Gott zu gewinnen. Er fühlte, daß er Gott und dessen Willen nicht wahrhaftig liebte. Und kein Zureden vermochte ihn dahin zu bringen, sich diese Tatsache zu verhüllen, wie es Millionen vor ihm getan hatten. Walther schreibt: „Er war zu aufrichtig gegen sich selbst, um sich verbergen zu können, daß er das eine, worauf alles ankam, die Liebe zu Gott, doch nicht wirklich besaß. Er sah und er verbarg sich nicht, daß er noch immer sündigte. Wohl waren es so geringe und gewöhnliche Sünden, daß sein Ordensoberer Staupitz, dem er sie klagte, sie als ‚Puppensünden‘ bezeichnete. Aber ob klein oder groß, für sein wahres Auge blieben sie immer doch Sünden. Er beichtete sie, dann sollten sie vergeben sein. Doch, so war er gelehrt, nur dann sollten sie vergeben werden, wenn sie genugsam bereut waren. So quälte sich sein Gewissen ohne Falch unablässig mit der Frage, ob er denn genügend Reue besitze. Er klagte seinen Ordensbrüdern seine Herzensangst. Selbst Staupitz schüttelte den Kopf: ‚Magister Martine, ich verstehe das nicht.‘ Wenn auch noch so viele sich mit dem Bewußtsein beruhigten, getan zu haben, was sie vermochten, so konnte doch er nur seufzen: ‚Wann wirst du endlich einmal fromm werden und genug tun, daß du einen gnädigen Gott kriegst?‘ Bisweilen freilich konnte er sich in frommen Gefühlen so wohl fühlen, daß er Liebe zu Gott zu besitzen meinte. Danach aber sagte ihm wieder seine Wahr-



haftigkeit, daß er sich diese Liebe nur „eingebildet“ habe, daß es nur eine „erzwungene, simulirte“ Liebe gewesen sei. Denn von neuem klagte ihn sein Gewissen an, und er rief wieder: „O meine Sünde, meine Sündel!“ Sieben Jahre lang währte dieser entsetzliche Kampf. Es ist staunenswerth, daß Luther ihn nicht aufgab, sondern wahr genug blieb, um der Wahrheit allein die Ehre zu geben.“

Als dann Luther endlich der sündenvergebenden Gnade durch den Glauben gewiß geworden war und nun im Interesse dieser seligen Wahrheit je länger desto mehr genötigt wurde, den Kampf wider das Papsttum und später auch wider die Schwärmer aufzunehmen, da bewährte er dieselbe Wahrhaftigkeit. Walthers schreibt: „Schon ehe er den Mittelpunkt der evangelischen Wahrheit gefunden hatte, war ihm vieles in der katholischen Kirche als ‚absurd und Christo widersprechend‘ erschienen. Aber mit diesen Gedanken trat er nicht hervor, sondern legte ihnen über ein Jahrzehnt lang einen Zügel an aus Gehorsam gegen das biblische Wort: ‚Verlaß dich nicht auf deine Klugheit.‘ Die gleiche Sorge, er könne vielleicht etwas angreifen und umstoßen, was doch Wahrheit sei, bestimmt ihn auch später. Der Fortschritt in der Überwindung der ererbten Irrtümer erfolgt nur ganz allmählich, nur Schritt für Schritt. Keiner neugefundenen Wahrheit gibt er sich eher hin, mit keiner tritt er eher öffentlich hervor, als bis er ihrer völlig gewiß geworden ist. Er kennt nichts von jener beliebten Sucht nach dem Neuen, nichts von der heroischen Lust am Einreißen, nichts von der stolzen Freude, dem Hergebrachten und dessen Verfechtern in selbstbewußter Selbstständigkeit zu widersprechen. In ihm brennt nur eins: der glühende Wahrheitsdurst.“ Nichts verwirft Luther eher als falsch, bis er sich völlig überzeugt hat, daß es der Schrift zuwider ist und verworfen werden muß. Aber auch nichts erscheint ihm an dem ererbten religiösen Besitz als zu alt und ehrwürdig, zu allgemein geglaubt und gepriesen, um ihn auf eine gründliche Nachprüfung desselben verzichten zu lassen.

Den Schwärmern gegenüber bleibt Luther bei der Lehre von der wahren Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl, obwohl er selber (1524) von sich bekennt: „Wenn jemand vor fünf Jahren mich hätte mögen berichten, daß im Sakrament nichts denn Brot und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst getan.“ Luther hatte eben nur ein Interesse, und das war das Wahrheitsinteresse. Walthers: „Wer die Geschichte jener Reformationskämpfe genauer kennt, der weiß auch, wie viele andere Gegner Roms zu ihren neuen Aufstellungen wesentlich nur durch Oppositionslust bewogen worden sind und sich doch niemals dies unsittliche Motiv eingestanden haben. Luther dagegen — im Verwerfen wie im Beibehalten offenbart er seine Wahrhaftigkeit als die alles einzig bestimmende Macht. Sie hat ihn in sehr schwere innere Kämpfe hineingestürzt. Bei dem Rückblick auf jene Zeit, da er über das Abendmahl Klarheit zu gewinnen suchte, schreibt er: ‚Ich habe wohl so harte Anfechtung da erlitten und mich [so] gerungen und ge-

wunden, daß ich gern heraus gewesen wäre.' Freilich wird so jeder sagen können, den weder Trägheit verleitet, bei dem Alten zu beharren, noch auch Eitelkeit verführt, ohne zwingenden Grund neue Behauptungen aufzustellen. Doch wir kennen keinen Zweiten, der so hart wie Luther darum gekämpft und auch dann, wenn er einer Wahrheit gewiß geworden war, sich noch immer wieder gefragt hätte, ob er sich nicht getäuscht habe. Niemals wollte Luther sich eine Gewißheit einreden, die er nicht besaß."

Was Luther in den Kampf wider das Papsttum hineintrieb, war nicht seine Neigung, sondern die Überzeugung, die innerste Gewißheit, daß er treulos und gewissenlos die erkannte Wahrheit verleugnen würde, wenn er diesem Kampfe aus dem Wege gehen wollte. Luther war mit dem päpstlichen Geiste völlig getränkt gewesen und hatte sich diesem so ganz hingegeben, daß er, wie er selber bekennet, wie „trunken, ja untergegangen war in der Lehre des Papstes, aufs höchste bereit, alle zu ermorden, die dem Papst auch nur in einer Silbe den Gehorsam weigerten“. Ohne große Selbstüberwindung hat Luther den Kampf mit Rom nicht aufgenommen. Seinen eigenen Neigungen zuwider wurde er in denselben hineingetrieben. Und was ihn trieb, war die Wahrhaftigkeit, mit der er sich sagte, daß er die Wahrheit verleugnen würde, wenn er hier fliehen wollte. Luther hat den Kampf wider das Papsttum nicht etwa erst geplant, dann planmäßig begonnen, plangemäß weitergeführt und zuletzt plangemäß beendet. Vielmehr, wie er sich selber ausdrückt, wurde er gleichsam blindlings wie ein Pferd in den Kampf hineingeführt und getrieben. Über die großen Schwierigkeiten des Kampfes jedoch hat Luther sich keinen Täuschungen hingegeben. Je länger, desto klarer wurde es ihm und malte er es sich auch selber mit seiner Phantasie aus, was ihn und andere der Kampf kosten werde. Ja, Luther sah die Folgen wohl, und mächtig wurde er auch von denselben bewegt. Aber es galt die von ihm erkannte göttliche, alleinseigmachende Wahrheit, die köstliche Perle, für die kein Preis ihm zu groß erschien, die ihm auch höher stand als der äußerliche Friede und das irdische Leben. Was allen andern Erwägungen zum Trotz Luther bei der Fahne hielt und immer weiter ins Handgemenge trieb, war also die innerste Überzeugung, daß er der erkannten Wahrheit untreu werden müsse, wenn er in dem Kampfe, in den Gott ihn hineingestellt, fahnenflüchtig werden und dem ihm gewordenen Lichte Gehorsam und Gefolgschaft versagen wollte. Walthers schreibt: „Seine Wahrhaftigkeit ließ ihn [Luther] alles, was gegen ihn zu sprechen schien, tief und klar sehen und fühlen. Lieber wollte er, solange es sein mußte, die Pein der Ungewißheit erdulden, als sich eine Gewißheit vorspiegeln. Ja alles, was sich gegen seine Lehre geltend machen ließ, hat seine Aufrichtigkeit so geffissentlich hervorgesucht, daß er einmal äußerte, er kenne noch viel ‚spizere Argumente‘ als die, welche die katholischen Gegner gegen ihn wußten und vorbringen könnten'. Doch dieselbe unbegrenzte Wahr-



haftigkeit ließ ihn auch durch alle diese Stürme immer wieder zur Klarheit und zur Gewißheit hindurchdringen.“

Auch die Freimütigkeit, mit der Luther ohne Zaudern von sich selber redet, von seinen Schwächen und Mängeln sowohl wie von seinen Fähigkeiten und Erfolgen, gründet letztlich in seiner Wahrhaftigkeit und Offenheit. „Niemand“, sagt Walthers, „hat so demütig von sich geredet wie Luther, niemand aber auch so selbstbewußt.“ Und das letztere nicht, um zu prahlen, sondern um arglos und ohne jegliche Nebenabsichten, Gott zu Lob und dem Nächsten zu Ruh, das auszusprechen, was vor aller Augen lag und niemand, auch er selber nicht, leugnen konnte. Walthers bemerkt: „Es gehört zu den staunenswerten Charaktereigentümlichkeiten Luthers, dieses beides, tiefste Demut und hohes Selbstbewußtsein, nebeneinander in sich zu tragen und keins durch das andere abschwächen zu lassen.“ Luther selber bekennt: „Ich habe nicht so eine alberne Demut, daß ich die mir von Gott verliehenen Gaben leugnen möchte.“ Seine Wahrhaftigkeit und Offenheit ließ das nicht zu.

Völlig fern lag Luther der Gedanke an eitle Selbstüberhebung, wenn er z. B. erklärt, daß er die Schrift viel besser verstehe denn der Papst samt all den Seinen; daß er im Büchermachen manchen Kirchenvätern nicht wollte viel nachstehen; daß er bei dem Überfluß der ihm von Gott verliehenen Gaben in den Abgrund der Hölle durch Hochmut gefallen wäre, wenn nicht die Versuchungen gewesen wären. Dasselbe ist der Fall, wenn Luther sich selbst bezeichnet als einen „großen Doktor über alle Bischöfe, Pfaffen und Mönche“, als „einen großen Doktor, bekannt auf Erden, im Himmel und in der Hölle“; oder wenn er sich darüber wundert, daß Gott durch ihn, sein schwaches Werkzeug, den Papst abgesetzt habe, was kein Kaiser noch Potentat hätte tun können; oder wenn er seinen Feinden gegenüber rühmt, daß er die Kirche mehr „gereformiert“ habe, als vielleicht fünf Konzilien hätten getan; oder wenn er sich wiederholt bezeichnet als den Propheten der Deutschen, der ihnen zuerst wieder das Evangelium verkündigt habe.

In diesen und ähnlichen Aussprüchen, aus denen die Papisten unerträgliches Größenwahn herauslesen, bringt Luther arglos und ohne alle Annullungen von Hochmut nur zum Ausdruck, was niemand und auch er selbst nicht leugnen konnte. Sie sind darum auch nichts weniger als Symptome von Selbstüberhebung, sondern nur Zeugnisse von Luthers Offenheit und Wahrhaftigkeit, die auch das nicht verkennen, verschweigen oder verkleinern konnte und durfte, was Gott Großes gewirkt hatte durch sein schwaches Werkzeug, den unbekannten Mönch in dem stillen Kloster zu Wittenberg, der jetzt mit Staunen und Verwunderung, mit Lob und Dank zurückblickt auf das herrliche Werk, das Gott ohne sein Planen durch ihn hinausgeführt hatte. Denn „nicht am Anfang seines Wirkens“, bemerkt Walthers, „steht bei Luther der Gedanke, Gott habe ihn zu großen Dingen bestimmt“. Luther war kein Schwärmer. Als er aber zurückblickte auf das, was Gott durch ihn aus-

gerichtet hatte, sah er das Große und Wunderbare, daß nämlich Gott durch ihn das Evangelium wieder in der Kirche auf den Leuchter gestellt und damit eine neue Epoche in der Geschichte der Kirche heraufgeführt habe; und was Luther sah und nicht leugnen konnte, das sprach er auch offen und ohne Rückhalt aus.

Aus Luthers Wahrhaftigkeit und Offenheit erklärt sich ferner die Derbheit seiner Sprache und die Unbefangenheit, mit der er, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, ganz wie die Bibel, auch von Dingen redet, die das moderne ästhetische Gefühl uns nicht mehr offen nennen läßt. In frivoler, lästerlicher Weise, woran man sich heutzutage wenig genug mehr stößt, hat sich jedoch Luther niemals über geschlechtliche Dinge ausgesprochen. In dieser Beziehung unterscheidet sich Luthers Redeweise himmelweit von der vieler gebildeten Katholiken jener Zeit, sagt Walther. Und in seiner Schrift „Für Luther, wider Rom“ bringt er dafür auch die Belege.

Auch die Schärfe der Polemik Luthers, über welche sich die römischen Polemiker nicht genug beschweren können, hat keine andere Quelle als die Wahrhaftigkeit und Offenheit. Wie er dachte, fühlte und empfand, so redete, so schrieb Luther auch. Die Enttäuschung und Verachtung, den Zorn, Haß und Abscheu, welchen er innerlich empfand, spricht er offen aus, auch wenn dazu derbe und scharfe Ausdrücke nötig waren. So glühend eben Luther die Wahrheit liebte und bewunderte, ebenso feind ist er der Lüge, die Gott seine Ehre raubt und den Sünder um seinen einzigen Trost bringt. Luther war nicht der Mann, der zwischen Gott und dem Teufel Neutralität zu halten oder zu dulden vermochte. Er konnte, wie er selber sagte, kein Vaterunser beten, ohne zugleich dem Teufel und allem Bösen zu fluchen. Aber dabei war es Luther immer nur um die Sache zu tun. Von Haß gegen die Person seines Gegners findet sich bei Luther keine Spur. Luther hat auch seine Feinde geliebt und dafür wiederholt den Beweis geliefert, z. B. gegen Tetzel und den bittersten Gegner der Reformation, Georg von Sachsen, für den zu beten er nicht aufhörte. Auch in seiner schärfsten Polemik verfolgt Luther immer nur den Zweck, seine Gegner für die Wahrheit zu gewinnen und von den Irrlehren, die ihm ein Greuel waren, zu befreien. Luthers Interesse war immer ein objektives. Nicht ein persönlicher Triumph über den Gegner war es, was er anstrebte, sondern den Sieg der göttlichen, alleinseligmachenden Wahrheit über die Gott lästern und die Menschen ewig verderbenden Lügen des Teufels.

Luthers scharfe Polemik hat ihre Quelle nicht in Haß gegen die Personen der Gegner, sondern gegen ihre böse Sache. Die papistischen Polemiker dagegen sind erfüllt von glühender Feindschaft gegen beides, die gute Sache Luthers sowohl wie seine Person, der sie alles Böse, selbst die Hölle, an den Hals wünschen. Auch ist der rohe Ton dieser papistischen Polemik nicht zu überbieten. Walther schreibt: „Der bittere Feind Luthers, Herzog Georg von Sachsen, beschwerte sich unab-



lässig voll Entrüstung über Luthers ‚Schimpfen‘. Um nicht durch seine fürstliche Würde gezwungen zu werden, seinen wahren Empfindungen Zügel anzulegen, gab er eine von ihm gegen Luther verfaßte Streitschrift unter einem fremden Namen heraus. Hier nun lesen wir auch folgende Sätze: ‚Er ist gewiß mit dem Teufel besessen, mit der ganzen Legion, welche Christus von den Besessenen austrieb und erlaubte ihnen, in die Schweine zu fahren. Diese Legion hat dem Luther seinen Mönchschädel hirnwütig und wirbelsüchtig gemacht. Du unruhiger, treulofer und meineidiger Kuttentubel! Du bist allein der größte, größte Esel und Narr, du verfluchter Apostat! Hieraus kann männiglich abnehmen die Verrätereie und Falschheit deines blutdürstigen Herzens, rachgierigen Gemüths und teuflischen Willens, so du, Luther, gegen dein’ Nächsten tobend, als ein törichter Hund mit offenem Maul ohne Unterlaß wagest. Du treulofer Bube und teuflischer Mönch! Du deklariertes Mameluck und verdamnter Zwiédarm, deren neun einen Richarden gelten. Ich sage vornehmlich, daß du selbst der allerunverständigste Bacchant und zehnedichte Cornut und Vestra bist. Du meineidiger, treulofer und ehrenbloßer Fleischbösewicht! Pfui dich nun, du sakrilegischer, der ausgelaufenen Mönche und Nonnen, der abfälligen Pfaffen und aller Abtrünnigen Hurenwirt! Ei, Doktor Schandluther! Mein Doktor Erzesel, ich will dir’s prophezeit haben, der allmächtige Gott wird dir kürzlich die Schanze brechen und deiner boshaftigsten, größten Eselsheit Feierabend geben. Du Sauboze, Doktor Sautrog! Doktor Eselsohr! Doktor Filzhut! Zweiundsiebzig Teufel sollen dich lebendig in den Abgrund der Hölle führen. Ich will machen, daß du als ein Höllenhund selbst Feuer aussprühen und dich endlich selbst verbrennen. Ich will dich dem wüthenigen Teufel und seiner Hurenmutter mit einem blutigen Kopf in den Abgrund der Hölle schicken.“ (148 f.) übrigens hat Walther recht, wenn er daran erinnert, daß Leute wie die Papisten, die die Lutheraner und andere Protestanten nicht bloß auf das schmählteste belogen und verleumdet, sondern in den Inquisitionskerkern und auf den Scheiterhaufen zu Tode gemartert haben, sich nur lächerlich machen, wenn sie sich über Luthers scharfe Polemik beschweren.

In seiner Wahrhaftigkeit und heißen Liebe zur Wahrheit wurzelt es auch, daß Luther in religiösen Fragen jeder Zweifel unerträglich war, so daß er nicht ruhen und zum Frieden gelangen konnte, bis er aus der klaren Schrift zur felsenfesten Gewißheit der göttlichen Wahrheit gelangt war. In der Apologie schreibt Melancthon: „Denn gute Gewissen schreien nach der Wahrheit und rechtem Unterricht aus Gottes Wort, und denselben ist der Tod nicht so bitter, als bitter ihnen ist, wo sie etwa in einem Stück zweifeln; darum müssen sie suchen, wo sie Unterricht finden.“ (Müller, 191.) Das ist ganz aus Luthers Geist und Seele gesprochen. Ein skeptischer Geist, der in theologischen Fragen das Schwanken und die Schwebeliebt, der sich opportunistisch weder einem festen Ja, noch einem entschiedenen Nein zuwenden und mit der

Sprache nicht herausrücken mag, ist nach Luther ein unlauterer Geist. Als Erasmus in seinen Streitschriften wider Luther erklärte, er neige der Meinung der Skeptiker zu, die nichts bestimmt behaupten wollten, antwortete Luther: „Nicht so steht es um das Herz des Christen, daß er an Gewißheit keine Freude hätte. Im Gegenteil, wenn er an ihr keine Freude hat, so ist er kein Christ. Nichts sollen wir Christen zu tun haben mit den Skeptikern und Akademikern, sondern vielmehr mit dem seines Glaubens bis zum Eigensinn gewissen Paulus. Wie oft, ich bitte dich, fordert er jene Plerophorie, das heißt, die allergewisseste und festeste Überzeugung des Gewissens! Ein Christ soll so sagen: Der Standpunkt der Skeptiker gefällt mir wahrlich nicht. Wenn meine beschränkte Natur es nur erlaubte, so würde ich nicht allein der Heiligen Schrift überall und in allen ihren Teilen gewiß sein, sondern auch mich danach sehnen, selbst über das, was nicht zum Heil gehört und nicht in der Schrift gelehrt wird, die vollendetste Gewißheit zu haben. Denn was gibt es Glenderes als Ungewißheit. . . Der Heilige Geist ist kein Skeptiker. Er hat auch nicht einen ungewissen Wahn oder bloße Meinung in unser Herz geschrieben, sondern eine kräftige, große Gewißheit, die sicherer und fester ist, als daß wir leben, und als das, was wir erleben.“ (29 f.)

Wenn darum Luther seinen Freunden und Feinden gegenüber immer wieder behauptet, daß er seiner Lehre gewiß sei; daß sie die untrügliche, gewisse Wahrheit sei; daß sie ihm von Gott geoffenbart und vom Heiligen Geist gegeben sei; daß seine, von Rom verdamnte Lehre, als die allein wahre, jede andere Lehre richten werde; daß jeder Christ, ebenso wie er selber, dieser seiner Lehre aus der Schrift göttlich gewiß werden könne und solle usw.: so spricht er auch damit nur offen aus, wovon er in seinem Innersten überzeugt war. Luther hielt eben von ganzem Herzen die Heilige Schrift für Gottes Wort; durch den rechtfertigenden Glauben war ihm dies zur göttlichen Gewißheit geworden. Wobon er darum erkannt hatte, daß es klar und deutlich in der Schrift gelehrt sei, davon wußte er und dessen war er gewiß, daß es die ewige, untrügliche Gotteswahrheit selber sei, mit Bezug auf welche auch nur den leisesten Zweifel zu hegen, Sünde gegen Gott bedeute und, im Grunde genommen, nichts anderes heiße, als Gott zum Lügner machen.

Daß die Römlinge, die prinzipiell sämtlich Skeptiker sind und weder von einer wirklichen Heilsgewißheit noch auch von einer rechten Wahrheitsgewißheit etwas wissen oder wissen wollen, sich in solche scheinbar vermessenen Aussprachen Luthers nicht finden können und sie nur als Verstellung, Schwärmerei und unerträglichen Hochmut zu werten vermögen, ist von ihrem eigenen skeptischen Standpunkte aus nicht verwunderlich. Sie verraten damit nur, daß sie keine Ahnung davon haben, was eigentlich das Christentum ist, und was es auf sich hat mit dem christlichen Glauben und der vom Heiligen Geist gewirkten Heilsgewiß-



heit, mit welcher die christliche Wahrheitsgewißheit unmittelbar zusammenfällt und zusammenhängt. Als Luther im Kloster aus der Schrift zu der Erkenntnis gelangte, daß ihm ohne alle sein Verdienst und Werk, allein aus Gnaden um Christi willen, seine Sünden vergeben seien, da hatte, wie er sich selber ausdrückt, der Heilige Geist nicht einen ungewissen Wahn oder eine bloße Meinung in sein Herz geschrieben, „sondern eine kräftige, große Gewißheit, die sicherer und fester ist, als daß wir leben, und als das, was wir erleben“. Woimmer darum Luther bezogt, daß er seiner Lehre als der allein wahren und gültigen göttlich gewiß sei, da prahlt und übertreibt er nicht etwa, oder trägt er die Farben zu dick auf, sondern Gott zu Lob und dem Nächsten zu Ruh bringt er auch hier aus Liebe und Drang zur Wahrheit nur zum freimütigen Bekenntnis, was in seinem Herzen lebte und Wirklichkeit war.

Zu den Dingen, aus welchen man den Beweis der Unwahrhaftigkeit gegen Luther herführen zu können geglaubt, gehören auch manche einseitigen, sich scheinbar widersprechenden Aussagen in seinen Schriften. Aber je genauer man gerade auch diese untersucht und sich auf den ganzen Kontext und die genaue Redeweise Luthers einläßt, desto glänzender leuchtet und irradt nur der Diamant seiner Wahrhaftigkeit. Daß solche Aussprüche mißbraucht werden konnten und von Papisten und falschen Freunden, z. B. Agricola, auch weidlich ausgeschlachtet und ausgebeutet worden sind, ist ein Beweis für die Unlauterkeit der Gegner Luthers, die seine Worte aus dem Zusammenhang reißen und sich nicht die Mühe geben, dieselben aus den jedesmaligen Umständen und Verhältnissen heraus zu verstehen. Denn auch da, wo Luther einseitig redet, geschieht dies im Interesse der Wahrheit, nicht um zu täuschen und irrezuführen, sondern um desto sicherer dem Nächsten zur klaren Erkenntnis der Wahrheit zu verhelfen. Das ist z. B. der Fall, wenn Luther, um Angefochtenen die Wahrheit zum klaren Verständnis zu bringen, daß die Werke des Gesetzes mit der Rechtfertigung rein gar nichts zu tun haben, erklärt: „Wir müssen den ganzen Dekalog uns gänzlich aus den Augen und Sinn schlagen“, dagegen ein andermal unter andern Voraussetzungen und in einem andern Interesse urteilt: „Die zehn Gebote muß man immerdar predigen.“ Oder wenn Luther einmal schreibt: „Es ist auf Erden kein klarer Buch geschrieben denn die Heilige Schrift“, und an einem andern Ort sagt: „Nicht ein jeglicher kann sie [die Schrift] verstehen, sondern sie entzieht sich zuweilen dem Leser.“ Solche einseitigen Aussagen, die sich auch in großer Anzahl in der Heiligen Schrift aufweisen lassen, sind keine Widersprüche, sondern erklären sich aus ihrem Wortlaut und verschiedenen Zusammenhang. Und genau angegeben, zeugen sie nicht etwa davon, daß Luther es mit der Wahrheit leicht genommen hat, sondern umgekehrt, daß er immer nur ein Interesse hatte, nämlich das Interesse der Wahrheit, indem er den verschiedensten Verhältnissen entsprechend bemüht war, dem Nächsten ein richtiges Verständnis und eine klare Erkenntnis beizu-

bringen von dem, was er für die Wahrheit hielt. Absichtlich redet und schreibt Luther in diesem Interesse der Wahrhaftigkeit zuweilen, wo es ihm nämlich nötig erschien, auch einseitig.

Wahr und offen — das ist der Grundzug im Charakter Luthers. Weder sich selber noch andern will er etwas vortauschen. Er will alles sehen, wie es wirklich ist. Und so redet er und so will er reden und schreiben, daß jeder erkennt, was er für die Wahrheit hält. Walther schreibt: „Wenn man als eine Eigentümlichkeit unserer Zeit ihren Wirklichkeitsinn gebrießen hat, so muß man Luther als den Bannerträger der Neuzeit bezeichnen. Gewiß bezeugt das zwanzigste Jahrhundert in vieler Beziehung (in den Naturwissenschaften) bessere Mittel, um das Wirkliche zu finden als das sechzehnte. Aber das Verlangen, die Wirklichkeit und nur sie zu erfassen und einzig von ihr sich bestimmen zu lassen, wird nicht leicht in einem andern so stark und so rein sich zeigen wie in Luther. Darum ist ihm alle Unklarheit unerträglich. Der objektiven Wahrheit möchte er um jeden Preis gewiß werden.“

F. W.

## Die Leipziger Missionen in Afrika.

(Schluß.)

Was endlich die Gefangenen betrifft, so ist „Senior Fuchs nach etwa einjährigem Aufenthalt in Ahmednagar nach Belgaum übergesiedelt, wo er als Pastor der internierten deutschen Familien eine fruchtbringende und anregende Tätigkeit gefunden hat. Unsere übrigen nicht auf ihrer Station weilenden Afrikaner sind teils als Internierte, teils als Kriegsgefangene nach wechselvollen Schicksalen, die Missionar Wärtl z. B. vorübergehend nach Südafrika, Missionar Guth sogar nach Indien führten, sämtlich in den Gefangenenlagern Ägyptens gelandet. Leider haben auch diese Drangiale ein schweres Opfer gefordert. Am 25. August 1918 ist Missionar Dannholz im Kriegsgefangenenhospital Abbassia bei Helopolis nach drei Jahre langem tropischen Leiden im vierzigsten Jahr seines Lebens gestorben. Von den übrigen gefangenen Missionaren sind zurzeit je drei in zwei Lagern am Fuß der Pyramiden in der Nähe von Kairo und sechs im Nildelta nahe dem Meere; in Maadi die Brüder Wärtl, Guth, Stelzner; in Tura Horn, Michel, Klöfel und in Sidi Bisr: Thiele, Rother, Schachschneider, Everth, Mauer und Anepper. Das Leben ist vor allem in den beiden erwähnten Lagern wenig beneidenswert. Als der englische Senior in einem der ersten Briefe las: „Es geht uns gleich Waldheim“, mag er dies als ein Kompliment für die britische Gefangenenbehandlung empfunden haben; allerdings völlig mit Unrecht, da Waldheim jedem Sachien als Zuchthausstadt bekannt ist. Das Lager Tura liegt in einer trostlosen Steinwüste, deren Felsen unter der ägyptischen Sonne eine furchtbare Hitze ausstrahlen. Anziehender



ist das dritte Lager. Auf geschichtlichem Boden liegt es, in der Nähe der alten Alexanderstadt, wo sich einst in vorchristlicher Zeit Ägyptens ernste Würde und Griechenlands heitere Formenschönheit, weltentrückte Askese und weltumspannende Spekulation vermählten. Im Lager herrscht ein seltsames Sprachengewirr. Achtzehn verschiedene Idiome lernt das Ohr allmählich unterscheiden: Deutsch, Englisch, Französisch, Türkisch, Arabisch, Italienisch, Kroatisch usw., für Sprachforscher ohne Zweifel anregend. Geistige Nahrung gibt eine gute Lagerbibliothek von 1500 Bänden. Auch manches Bücherpaket aus der Heimat trägt dazu bei. Sehr schwer war es für die Brüder, daß auch ihnen lange Zeit, bis Ende 1918, jeder schriftliche Verkehr mit ihren auf dem Missionsfelde zurückgebliebenen Angehörigen untersagt war. Die mancherlei Arbeit, welche das Lagerleben mit sich bringt, ließ sie jedoch nicht in unnützes Grübeln verfallen. Der nahe Strand lud zu See- und Sonnenbädern ein. Leider ist ihnen auch diese Erfrischung neuerdings verwehrt.

„Trost und Licht gibt ihnen in dieser schweren Wartezeit das göttliche Wort. Zu seiner Betrachtung und zum Gebet sammeln sie sich in täglichen Andachten, in den Sonntagsgottesdiensten und allwöchentlichen Bibeltunden. Es befeelt sie dabei zugleich der Wunsch, auch den übrigen Insassen des Lagers zum Segen zu werden. Dieser Wunsch bleibt offenbar nicht ganz unerfüllt. Auch für Tura gilt Entsprechendes. Dort entfaltet Missionar Michel eine rege evangelistische Tätigkeit. Durch apologetische Bibeltunden und Broschüren wie ‚Wer war Jesus? Was wollte Jesus?‘ sucht er grober Unwissenheit, den Einflüssen eines Strauß, Renan u. a., entgegenzuwirken. Und er darf berichten: ‚Die Zahl derer, die in bewußter Lebensgemeinschaft mit Jesu stehen, ist ziemlich groß. Freilich die Finsternis regt sich auch. Aber wir glauben felsenfest an den Sieg des Lichts.‘ Sonntags nach dem Gottesdienst erzählen die Missionare in der Regel ein bis zwei Stunden von Ostafrika und finden stets aufmerksame Zuhörer. Besonders ergreifend war die Karfreitagsfeier. 173 Abendmahlsgäste hatten sich eingefunden, darunter 1 Ungar und 4 Buren, die auf deutscher Seite gekochten. Missionar Wärthl hatte den Altar gebaut. Die Brüder Michel und Guth amtierten. Der Beichtrede lag das fünfte Kreuzeswort zugrunde: ‚Mich dürstet.‘ Der Gesang wurde von Streichmusik begleitet. Der Chor sang herzergreifend: ‚Verlaß mich nicht, o Herr, zu dem ich flehe.‘ Am Abend war wieder Gottesdienst mit 800 Zuhörern, in dem das sechste Kreuzeswort: ‚Es ist vollbracht‘ im Mittelpunkt stand.

„Eine wahre Erquickung und Stärkung ist es, die Briefe der Brüder aus den Gefangenenlagern zu lesen. Ihr Vertrauen und ihr Mut ist ungebrochen. Fast alle haben den Wunsch, wenn möglich, nach ihrer Entlassung sogleich auf ihr afrikanisches Arbeitsfeld zurückzukehren, ein Wunsch, der sich allerdings nicht für alle erfüllen wird. Baumeister Horn schreibt aus Tura: ‚Der Wunsch, bald wieder auf unsern Platz der afrikanischen Erde zu kommen, ist nicht zurückgetreten oder bloß

geschwächt.“ Noch brennender sind die Wünsche Missionar Michels: „Seit Anfang ist mein Lieblingswunsch, bei erster Gelegenheit sofort nach Pare zu kommen zu unsern Gemeinden, so lange, bis die andern Brüder wieder herauskommen. Doch wie Gott will. Die Lage der Zukunft wird alles regeln. Lange will ich daheim nicht verweilen, das ist mein fester Vorsatz. Ich möchte während der kommenden Missionszeit noch gern an der Front Jesu kämpfen, solange es für mich Tag ist. Wir gehen einer neuen, reichen Missionszeit entgegen; der Krieg in der Kolonie hat uns Bahn gemacht, nicht das Gegenteil.“ In diesen Zusammenhang gehört auch das Wort einer Missionarsmutter in der Heimat: „Lieber will ich darauf verzichten, sein leiblich Angesicht in meinem Leben noch einmal zu sehen, als daß er in seinem Beruf etwas vernachlässigt.“

„Die Nachricht vom Zusammenbruch Deutschlands hat natürlich auch unsere Brüder bald erreicht. Aber von Kleinmut und Verzagttheit sind auch die späteren Briefe entfernt. Missionar Michel schreibt am 16. November: „Daheim sind große Veränderungen eingetreten. Nun, wir sehen trotz alledem freudig in die Zukunft. Was auch immer Gott mit unserm Vaterlande vorhat, wir sprechen: Dein Wille geschehe. . . . Mir geht es, gottlob, noch gut. Auf Heilung von meiner Malaria kann ich erst daheim warten. Trotzdem habe ich vor, falls angängig, sofort von hier nach Pare zu reisen, um unsere drei Gemeinden (Gonja, Mbaga, Budée, die verwais't sind) zu sammeln und zu warten, bis mich ein Kollege ablöst. Die umgehende Anwesenheit eines Missionars in Südpare erscheint mir wichtig und stellt manchen persönlichen Wunsch zurück. . . . Auch im Ausharren in der Gefangenschaft wollen wir uns als Christen und wahre deutsche Männer zeigen. Die Aufgaben als Lagergeistlicher sind schön und reichhaltig. Es gibt hier mehrere deutsche Kameraden, die daheim in Soldatenheimen oder christlichen Vereinen Anregung fanden. Auch die Herzen der Ostafrikaner öffnen sich. Gott befohlen!““ usw.

Anknüpfend an die Gefinnung, die sich in den Briefen dieser gefangenen Missionare kundgibt, beschließt D. Späke seinen Bericht, wie folgt: „Viel Trübes und Schmerzlich'es ist auf diesen Blättern an uns vorübergezogen. Und der Friede, der uns nach langem Warten endlich zuteil geworden ist, hat keinen Lichtblick gebracht. Klein und arm steht unser Volk in Zukunft da, und die Absicht unserer Feinde, die deutsche Mission, soweit ihre Macht reicht, mit Stumpf und Stiel auszurotten, liegt klarer am Tage als je zuvor. Diese Absicht macht auch vor den croberten deutschen Kolonien nicht halt. Es fehlt daher nicht an Stimmen, welche die Zukunft der deutschen Mission verloren geben, und an uns alle tritt wohl die Versuchung heran, in glaubensloser Untätigkeit die Herzen und die Hände vom Werke abziehen. Da mag uns das Manneswort aus dem Glutofen des Niltales aufrichten und wachrütteln. Ist denn die Lage wirklich so trostlos? Haben wir nicht auch viel Er-



hebendes gehört? Es fehlt dem Winter des deutschen Missionslebens doch nicht an Frühlingszeichen, an Winter Sonnenstrahlen und leise schwellenden Knospen. Der Saft kreist noch und steigt. Es ist noch eine Gemeinde da, willens, allen Schwierigkeiten zum Trotz auch in Zukunft Mission zu treiben. Unser Missionshaus ist wieder mit jungen Männern gefüllt, die sich zum Werke des Herrn rüsten. . . . Sollten wir gezwungen werden, uns nach neuen Arbeitsfeldern umzusehen, so werden sie sich finden. Die großen Kulturländer des Ostens mit ihren Millionen stehen uns noch offen. Sibirien, das scheinbar große Missionsaussichten bietet, wartet noch auf den ersten evangelischen Missionar. Und wer kann sagen, ob nicht auch die Welt des Islam, die buddhistische Welt Innerasiens nun ihre Pforten aufthun wird? Es wäre nicht das erste Mal, daß Gott der Herr weltgeschichtliche Bewegungen, die aus der Selbstsucht und dem Mammonismus der Völker geboren sind, benutzte, um seinem Reiche neue Türen aufzubrechen. Der Herr fragt heute, ob wir Glauben haben. Als unsere Väter vor hundert Jahren mit brennendem Herzen angingen, Mission zu treiben, da war das Werk reine Glaubenssache. In den Augen der Vernunft und weltlichen Klugheit galt es nichts. Später ist das anders geworden. Die Arbeit an den Heiden hat Anerkennung gefunden. Der Baum der Mission ist in die Höhe und Breite gewachsen, aber vielleicht nicht im selben Maß in die Tiefe. Nun hat der himmlische Gärtner ihn im äußeren Wachstum zurückgeschnitten. Wozu? Nicht um ihn zu vernichten, sondern damit er neue Wurzeln in die Tiefe treibe und dann auch äußerlich sich kräftiger entfalte und mehr Frucht bringe. Man hat mit Recht gefragt, ob Gott nicht vielleicht noch Großes mit dem deutschen Volk vorhabe, daß er es so in die Kreuzeschule nehme. Sollte dies für die deutsche Mission nicht erst recht gelten? Jedenfalls. Wie vieles sich auch geändert haben mag, das Gebot unsers Herrn steht so fest wie je: „Geht hin!“ Wir haben auch heute kein Recht, uns der Erfüllung dieses Gebots eigenmächtig zu entziehen. Und die Verheißung unsers Herrn steht ebenso fest: „Ich bin bei euch.“ Wir haben auch heute keine Ursache, von dieser Verheißung irgend etwas abzugeben. Wir brauchen nicht zu sorgen, daß der Herr sein Werk im Stich lasse. Einzig notwendig ist in Wahrheit die andere Sorge, daß wir es nicht im Stich lassen. Wenn im deutschen Volke Abfall und Weltfönn weiter so um sich greifen wie in den letzten Jahren, dann ist in der That zu befürchten, daß in unserm Volksleben die Quellen des Missionsfinnes einmal versagen könnten und der Herr gezwungen wäre, uns die Arbeit wirklich aus der Hand zu nehmen. Wenn aber, wie wir zuberichtlich hoffen, ein „Rest“ (Jes. 10, 21) bleibt und sich bekehrt, dann wird keine Macht der Welt auf die Dauer den Zeugengeist dämpfen können. Man hat nicht ohne Grund gesagt, der Weltkrieg sei dadurch entstanden, daß die sogenannten christlichen Völker, anstatt zu missionieren, es als ihre Hauptaufgabe angesehen hätten, die Welt zu beherrschen. Ist das richtig, dann wird über

die Zukunft der Völker zuletzt dadurch entschieden, ob sie ihre Missionspflicht erkennen und erfüllen wollen oder nicht. Gott gebe, daß wir uns ihm zum Werkzeug ergeben! „Die Sache des Herrn ist das erste.“

Auch D. Paul, Direktor der Missionsanstalt zu Leipzig, schreibt: „Trotz der schweren Kriegsschläge, die mit den vaterländischen Interessen auch das Missionswerk erhalten hat, bleiben wir unbeirrt und unbezagt bei der Aufgabe, die der von der Erde scheidende Heiland einst mit dem Missionsbefehl den Seinen stellte.“ Möge dieser Eifer und dieser feste Wille der Leipziger, das Werk des Herrn auch in der Zukunft unentwegt weiterzuführen, sich zugleich paaren mit der Entschlossenheit und Entschiedenheit zu einer Treue gegen das lutherische Bekenntnis, die sich völliger erweist, als sie in der Vergangenheit war! Ja, möge die lutherische Kirche in der ganzen Welt sich auf ihr herrliches Erbe besinnen und auf den großen Veruf den Gott gerade ihr zugewiesen hat; denn nichts ist heute der Welt und der gesamten sogenannten Christenheit so nötig als das rechte, alte Luthertum. Zu Anfang und während des Weltkrieges wurde von vielen leichtfertig dahin behauptet, daß die Welt des deutschen Volkes ohne sonderlichen Nachteil für die Kultur und Zivilisation und ihr Wohlergehen überhaupt leicht entbehren könnte — ein Urteil, das man zu revidieren sich jetzt je länger, desto mehr genötigt sieht. Aber selbst wenn es wahr wäre, eins kann die Welt nicht entbehren und gerade jetzt weniger als seit Jahrhunderten. Dies eine ist das Luthertum, das eben nichts anderes ist als das reine, unverfälschte Christentum selber.

Schon lange vor dem Weltkrieg hatten sich in Amerika gegen dreißig Sektenkirchen im Federal Council zusammengeschlossen, um die Welt für das „Christentum“ zu erobern. Was sie aber Christentum nannten, war vielfach nur der leere Balg des Christentums, aus dem die Eingeweide, vor allem das Herz der christlichen Wahrheit, die Lehre von der Rechtfertigung allein aus Gnaden um Christi willen, samt ihren Voraussetzungen, der Lehre von der wahren Gottheit Christi und seinem verfühnenden Strafleiden, entfernt waren. Und das Gottesreich, dessen Bau und Ausbreitung sie anstrebten, war ihnen vielfach weiter nichts als ein weltliches Reich, die angelsächsische Zivilisation und Weltherrschaft, nicht die Kirche Christi, das geistliche Reich Gottes, bestehend aus allen, die zwar schon hier auf Erden durch den Glauben selige Kinder und Erben Gottes geworden sind, das Schauen aber und den Genuß dieses Erbes, das Leben in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit vor Gott, nicht in dieser, sondern erst in der zukünftigen Welt erwarten.

Was die Führer des Federal Council und des Interchurch World Movement unter Christentum und christlicher Kirche verstehen, ist nicht das Evangelium von Christo, dem Verfühner, dem Sündenbüßer, und nicht die Gemeinde derer, die Buße tun und diesem Evangelium glauben, sondern die Predigt der puritanischen Moral, die vorgeblich Christus



uns zur Nachfolge exemplifiziert haben soll, und deren Ziel die irdische Glückseligkeit und ein weltlicher Friede sei. Während früher die Evangelical Alliance wenigstens noch eintrat für die wahre Gottheit Christi und die Versöhnung durch sein Leiden und Sterben, sind jetzt die Sektenkirchen in ihren offiziellen Vertretern und Propagandisten vielfach herabgesunken zu reinen Säkularisten, deren Ziel das Diesseits, der Himmel hier auf Erden, ist: die moralische Weltverbesserung vermittelt puritanischer Gesetze und Verbreitung britischer Kultur.

Dieser säkularistische und moralistische Geist schlummerte und regte sich von Anfang an im Zwinglianismus und Calvinismus. Er ist ihm nicht erst später eingepflanzt worden, sondern angeboren. Nun aber ist er ausgewachsen, und gegenwärtig beherrscht er das ganze Sektentum. Gerade jetzt, da der Weltkrieg zu Ende gekommen, werden vom Federal Council durch das Interchurch Movement die gewaltigsten Anstrengungen gemacht, um die Frucht seiner jahrelangen Aussaat einzuharsten. Fabelhafte Geldsummen sollen in den nächsten Jahren zur Verbreitung des moralistischen Evangeliums und zur Verwirklichung des puritanischen Gottesreiches hier auf Erden flüssig gemacht werden. In einem Umfange und mit einer Energie wie nie zuvor will man überall das Werk der Mission usw. in Angriff nehmen.

Aus dem allem ergibt sich von selbst, wie notwendig und unentbehrlich gerade jetzt das Luthertum ist, nötig nicht bloß der heidnischen Welt und dem griechischen und römischen Katholizismus, der noch immer in seiner alten Werkerei versunken ist, sondern auch der protestantischen, vom Moralismus und Säkularismus infizierten Christenheit. Die lutherische Kirche ist herausgeboren aus der klaren Erkenntnis von dem eigentlichen Wesen des Christentums als der Gnadenreligion und von der rein geistlichen Art des Reiches Gottes. Das war die große Klage, die ihre Bekenner von Anfang an und immer wieder erhoben gegen die Römischen, daß sie keine Ahnung vom Christentum hätten, da sie „eitel Gesetz lehren und von Christo [dem Versöhner] oder dem Glauben gar nichts“. (Müller, Symb. B., 258, § 43.) Der lutherischen Kirche hat Gott durch Luther wieder das reine, lautere Evangelium gegeben. Und dieser Lehre bedarf die Welt. Die Lehre vom rechtfertigenden Glauben, der allein auf die Gnade baut, die uns Christus durch sein bitteres Leiden und Sterben erworben hat — sie allein kann den Menschen retten. Sie allein spendet dem Gewissen Trost im Leben und Sterben. Sie allein ist erfolgreich und behält den Sieg wider Sünde, Tod, Teufel und Hölle.

Die Apologie schreibt: „Denn wer wollte sich doch nicht wünschen an seinem letzten Ende, daß er im Bekenntnis des Artikels sterben möchte, daß wir Vergebung der Sünden durch den Glauben, ohne unser Verdienst und Werke durch das Blut Christi erlangen? Es gibt die Erfahrung, wie die Mönche selbst bekennen müssen, daß sich die Gewissen nicht lassen stillen noch zufrieden bringen denn durch den Glauben

an Christum. Und die Gewissen können keinen rechten, beständigen Trost haben in den großen Ängsten in der Todesstunde und in [der] Anfechtung wider das große Schrecken des Todes, der Sünde, wenn sie nicht an die Zusage der Gnade in Christo sich halten. Auch können sie keinen beständigen Trost haben wider den Teufel, welcher dann erst stark die Herzen drängt, ängstet und zur Verzweiflung reizt und all unser Werk in einem Augenblick wie den Staub hinwegbläst, wenn sie nicht an dem Evangelio, an dieser Lehre festhalten, daß wir ohne unser Verdienst durch das teure Blut Christi Vergebung der Sünden erlangen. Denn der Glaube allein erquickt und erhält uns in dem großen Todeskampf, in den großen Ängsten, wenn keine Kreatur helfen kann, ja, wenn wir außerhalb dieser ganzen sichtbaren Kreatur von dammen in ein ander Wesen und Welt sollen abscheiden und sterben.“ (M. 221, § 185.)

Diese selige, tröstliche Lehre ist das herrliche Erbe der lutherischen Kirche, und sie laut zu verkündigen und von allen Dächern zu predigen, das ist ihre hohe Aufgabe in der Welt. Die oben angeführte Stelle leitet die Apologie also ein: „Die Widersacher [die Römischen] verdammen die öffentliche göttliche Wahrheit und die rechte, christliche, selige, heilige Lehre, ohne welche keine christliche Kirche irgend sein kann, welche ein jeder Christ, sofern sein Leib und Leben reicht, schuldig ist, zu der Ehre Gottes zu bekennen, zu retten und zu schützen: so lassen wir uns von solcher heilsamen Lehre nicht abschrecken.“ Das war die Gesinnung der lutherischen Bekenner zu Augsburg: sie wollten lieber sterben, als die selige Lehre vom Glauben verleugnen oder auch nur von derselben zu schweigen. Und überall muß dies die Gesinnung der lutherischen Kirche bleiben. Das nötigste und seligste Ding in der Welt ist das Luthertum, das eben nichts anderes ist als das rechte, echte Christentum selber. Und nicht eher, bis sie damit alle Lande erfüllt hat, kommt der Beruf der lutherischen Kirche zu Ende. „Vorwärts!“ so muß darum allzeit und überall in der Welt ihre Parole lauten — bis zum lieben Jüngsten Tage.

J. B.

## Das Pleroma, Eph. 1, 23.

Unter den neutestamentlichen Schriftstellen, die den Auslegern von Anfang an große Schwierigkeiten bereitet haben und daher zu den *crucis interpretum* gerechnet werden, befindet sich auch der herrliche Spruch Eph. 1, 22. 23: „Und hat ihn [Iesum] gesetzt zum Haupt der Gemeinde über alles, welche da ist sein Leib, nämlich die Fülle des, der alles in allen erfüllet“, oder, wie der griechische Text lautet: *Kai αὐτὸν ἔδωκεν κεφαλὴν ὑπὲρ πάντα τῇ ἐκκλησίᾳ, ἣτις ἐστὶν τὸ σῶμα αὐτοῦ, τὸ πλήρωμα τοῦ τὰ πάντα ἐν πᾶσιν πληρουμένου*. Der Zusammenhang selber ist ja deutlich genug, und der Gedankengang macht im allgemeinen keine



Schwierigkeiten. Die ganze Diskussion bewegt sich daher in der Regel um das Wort Pleroma im letzten Vers: Welche Bedeutung hat das Wort in dieser Verbindung, und wie ist es zu fassen, aktivisch oder passivisch?

Um zunächst die historische Seite der Frage zu berücksichtigen, so greifen wir aus der Geschichte der Exegese dieser Stelle folgendes heraus. Die Annahme Rückerts, die Kirche sei als das Mittel (to pleroma, das, wodurch das pleroun zustande kommt) bezeichnet, wodurch Christus alles, was ihm zur Vollendung übertragen ist, in allen vollführe, mag wohl von vornherein beiseitegesetzt werden. Von größerem Interesse ist die Annahme, daß pleroma hier gleich plethos ist, copia, coetus numerosus, die Vollzahl aller derjenigen, die Christo ergeben sind. Diese Meinung findet sich bei Storr, Morus, Rosenmüller, Koppe und andern. Ein französischer Exeget, Ultramare, hat pleroma als Vollkommenheit im objektiven Sinne gefaßt und die Kirche als Christi vollkommenes Werk hingestellt. Die Meinung Baur's, daß es sich hier um die Totalität oder Summa von Thronen handle im gnostischen Sinne, kann man wohl füglich übergehen. Eine ganze Anzahl von Auslegern nimmt die Bedeutung complementum oder supplementum an. Unter diesen wären Chrysostomus, Scumenius, Theophylakt, Beher, Estius, Hofmann, Abbot, Ewald zu nennen. Ganz ähnlich fassen Beza, Calov, Calvin, Balduin, Baumgarten die Stelle: die Bestimmung Christi, alles in allen zu erfüllen, sei erst in der Kirche vollständig erreicht worden. Dagegen wendet D. Stöckhardt, wie vor ihm Meier und Schmidt, ein, daß es doch allzu selbstverständlich sei und gar nicht der Erwähnung bedurfte, daß Haupt und Leib Korrelativbegriffe sind, daß Christus als das Haupt der Gemeinde nicht ohne diesen seinen Leib ist. Meier nimmt eine Ellipsis an und übersetzt: „Ihn, die Fülle dessen, der alles in allem erfüllt.“ Ebenso fassen viele englische Exegeten den Passus. Der *Bishops' Commentary* hat z. B.: „The fulness, to be referred, not, as is usually done, to the Church, but to Christ. He is filled to the full with that Godhead which filleth all in all.“ Und Findlay schreibt in der *Expositors' Bible*: „The divine fulness. God, who fills the universe with His presence, with His cherishing love and sustaining power, has conferred the fulness of all that He is upon our Christ. He has given Him, so replenished and perfected, to the body of His saints, that He may dwell and work in them forever.“ Henry scheint die aktivische Bedeutung von complementum anzunehmen, wenn er schreibt: „Jesus Christ filleth all in all: He supplies all defects in all His members, filling them with His Spirit, and even with the fulness of God, 3, 19. And yet the Church is said to be His fulness, because Christ as Mediator would not be complete if He had not a Church.“ Die Stellung Bengels ist eigentümlich: „Hoc neque de ecclesia praedicatur, ut plerique censent; neque, ut aliis visum, cum dedit construitur: sed absolute ponitur accusativo casu.“

In neuerer Zeit schwanken die Exegeten zwischen der aktivischen

und der passivischen Bedeutung von *pleroma*, doch mehrt sich die Zahl derer, die sich der letzteren Annahme zuwenden. Meyer hält to *pleroma* für die pragmatische Parallele zu to *soma auton* und schreibt: „Die Gemeinde ist nämlich das Erfüllte Christi, das heißt, dasjenige, was von ihm erfüllt ist, sofern nämlich Christus durch den Heiligen Geist in den Christen wohnt und waltet und alles Christliche Leben wirkt. Seine durch den Geist vermittelte Gegenwart und Wirksamkeit erfüllt die Christenheit. To *pleroma* ist hier gleich to *pepleromenon*, wobei der Medialsinn nicht zu übersehen ist: *qui sibi implet*; denn Christus ist der Herr und Zweck von allem.“ Der *International Critical Commentary* verwirft zunächst die früher in England gangbare Annahme, als sei *pleroma* Apposition zu *auton*, und erklärt: „That which is filled with Christ. . . Those who are filled by Christ, namely, with blessings.“ Der *Lutheran Commentary* erregt: „As Christ filleth all things, as He is the head that supplies the body, so He fills the Church and supplies it with the gifts, graces, and blessings that come from His person.“ Die Darlegung von Weiß ist nicht sonderlich klar: „The apostle points out what it means to be the head of such a body by stating that it is Christ who first in all of the members manifests that which makes them such in the fullest sense of the word, and in that way fulfils their essence, as His is fulfilled through them.“ Der Kommentar von Lange vertritt in einer längeren Abhandlung die passivische Bedeutung in recht geschickter Weise. Recht einfach bringt Clarke die Sachlage zum Ausdruck: „That in which He especially manifests His power, goodness, and truth; for though He fills all the world with His presence, yet He fills all the members of His mystical body with wisdom, goodness, truth, and holiness, in an especial manner. Some understand the fulness or *pleroma*, here, as signifying the thing to be filled; so the Christian Church is to be filled by Him whose fulness fills all His members with all spiritual gifts and graces. And this corresponds with what St. John says, chap. 1, 16: ‘And of His fulness have we all received, and grace for grace,’ and with what is said Col. 2, 9. 10: ‘Ye are complete in Him,’ *kai este en auto pepleromenoi*; ‘and ye are in Him filled full,’ *i. e.*, with gifts and grace.“ Besser nimmt die aktivische Bedeutung an: „Was zur Füllung oder zur Völligmachung dient“, und bekennt sich zu den Ausführungen Calovs. Sehr kurz und treffend schreibt Moule in seinen *Ephesian Studies*: „The Church is His Pleroma, His Plenitude, the sphere in which His blessed attributes are to be realized and displayed through the graces of His people.“ D. Stöckhardt, der in seiner interessanten, gründlichen Weise die Stelle behandelt und sich zu der aktivischen Bedeutung bekennt: „das Vollmaß der Gaben, Kräfte, Tugenden Christi“, also daß die Gemeinde demgemäß ein besonders reichliches Maß der Gaben Christi empfängt, daß er sie ihr reichlich mitteilt, findet, daß die passivische Bedeutung allerdings in den Zusammenhang paßt: „Christus, der alles



in allem erfüllt, erfüllt in ganz besonderer, einzigartiger Weise mit seiner Gnadengegenwart die Gemeinde, seinen Leib.“ So viel von der Geschichte der Exegese dieser Stelle.

Es ist aber auch von Wichtigkeit zur Beurteilung und zum Verständnis dieser Stelle, daß man die Resultate der Lexikographen berücksichtigt. Pape, Benseler und andere weisen aus den Klassikern sowohl die aktivische wie die passivische Bedeutung nach: die Fülle, Ausfüllung, alles, womit man etwas ausfüllt, ergänzt; das Ausgefüllte, die Mannschaft, die Bemannung. Krehl will für die biblische Exegese im allgemeinen die aktivische Bedeutung von *pleroma* annehmen, doch hält er die vorliegende Stelle für eine Ausnahme und will nicht Erfüllung, sondern Erfülltheit übersetzt haben: „die Gemeinde, welche da ist Christi Leib, nämlich die Fülle, Erfülltheit, Gnadenfülle des, der alles in allem erfüllt“. Die Kirche, als der Leib Christi, wird durch den Geist Christi beseelt, also mit der Herrlichkeit, die in Gnade und Wahrheit besteht, ausgestattet; und diese Herrlichkeit Christi ist die Fülle der Kirche, das, wovon sie erfüllt ist, ihr *pleroma*.“ Grimm erklärt das Wort mit Bezug auf unsere Stelle: „*Coetus Christianorum, ut qui Dei et Christi numine, vi, operatione, opibus impleatur.*“ Cremer behauptet, daß *pleroma* stets im passivischen Sinne zu verstehen sei, nur verschieden, je nachdem es auf das relative oder auf das absolute *pleroun* zurückzuführen ist. In der ersten Rubrik verweist er auf 1 Kor. 10, 26; Joh. 1, 16; Mark. 8, 20; Matth. 9, 16; Mark. 2, 21, in der zweiten auf Röm. 11, 12, 25; 15, 29; Kol. 2, 9; 1, 19; Eph. 3, 19; 2 Kor. 6, 16; Gal. 4, 4; Eph. 1, 13; Röm. 13, 10. In der uns vorliegenden Stelle erklärt er: „Die Gemeinde, weil in ihr offenbar wird und sich darlegt, was Christus ist, der Inhalt seines Wesens, welches 4, 13 das Maß angibt, auf welches es mit der *oikodome tou somatos* abgesehen ist.“

Nach diesen einleitenden historischen Erwägungen, die alle in ihrer Weise Licht auf die Exegese dieser Stelle, wenn nicht auf ihr richtiges Verständnis, werfen, sehen wir uns nun das in Frage stehende Wort selber an, to *pleroma*, von dem *Verbum pleroun*. Hier ist sofort zu beachten, daß die Nomina auf -ma und -oma im Griechischen durchweg konkrete Bedeutung haben. Sie unterscheiden sich hierin von den Substantiven auf -sis, die alle abstrakt sind. Erst in späterer Zeit findet sich auch die abstrakte Bedeutung von den Substantiven auf -ma. Um nur einige zu nennen, so haben wir *opheilema*, das, was man schuldig ist, was bezahlt werden soll, die Schuld; *aitioma*, Apost. 25, 7, die Anklage, der Inhalt der Beschuldigung; *antlema*, das, was ausgeschöpft wird, nur in übertragenem Sinn das, womit geschöpft wird, Joh. 4, 11; *aposkiasma*, Abschattung, was den Wechsel im Schatten erfährt, Jak. 1, 17; *baptisma*, das nicht nur die Handlung selber, sondern auch den Zweck der Handlung begreift; *dikaioma*, das, was bestimmt oder festgesetzt ist, das Dekret, Röm. 1, 32; 2, 26; *kerygma*, das, was gepredigt wird, der Inhalt der Predigt, Matth. 12, 41; Luk. 11, 32; Tit. 1, 3;

paraptoma, der Inhalt des Falles, die Sünde, das Unrecht; und endlich pleroma, das, was angefüllt wird oder ist, als Grundbedeutung, die sich nach Tremers Behauptung immer halten läßt.

Wenden wir nun das Angeführte auf das uns vorliegende Wort in seinem Zusammenhange an. Die Konstruktion des Satzes bereitet ja keine nennenswerten Schwierigkeiten. Es wird von dem Gott unsers Herrn Jesu Christi, dem Vater der Herrlichkeit, B. 17, ausgesagt, daß er alle Dinge unter Christi Füße getan hat, und hat ihn, auton, Christum, als Haupt über alles zum Geschenk gemacht seiner Kirche. Und nun fährt er weiter: „die da ist mein Leib“. Die Kirche, die christliche Gemeinde, die *communio sanctorum*, ist der Leib Christi; er ist das Haupt, und sie stellt den ganzen Leib mit allen Gliedmaßen dar. Und dann sagt der Apostel weiter von der Kirche, daß sie das Pleroma ist dessen, der alles in allen erfüllt. Pleroma ist daher Apposition, nicht zu auton, wie man früher irrigerweise in englischen Kreisen annahm, sondern zu soma. Die Kirche und Gemeinde Christi, die in konkreter Weise sein Leib ist, die die Gesamtzahl der an ihn Gläubigen darstellt, ist auch in derselben Weise das von Christo Angefüllte; sie bezeichnet den Körper, der den Inbegriff der göttlichen Gnade in Christo in sich trägt (denn jede göttliche Eigenschaft bezeichnet das ganze göttliche Wesen). Die Gemeinde ist also das Gefäß seiner Gnade und Barmherzigkeit in reichster Fülle; diese macht den eigentlichen Inhalt der Gemeinde aus, darin besteht die Vollkommenheit der *communio sanctorum*; oder, mit Umschreibung der Worte eines neueren Auslegers: The conception is that, the plenitude of the divine powers and qualities in Christ having been imparted by Him to His Church, the latter is now pervaded by His presence, animated with His life, filled with His gifts and energies and graces — a true vessel of His mercy.

P. E. Preßmann.

## Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Nord-Illinois-Distrikts mit einer ausführlichen Arbeit von P. C. Abel über „Das Werk unsers Hohenpriesters Jesu Christi“. (30 Cts.)

2. Synodalbericht des Sülichen Distrikts mit einem längeren Referat von P. H. Schröder über „Das Zeitalter vor der Sintflut ein Spiegelbild unserer Zeit und eine Warnung für das Geschlecht unserer Tage“ und einer kürzeren Arbeit von P. C. Tohke über das Thema: „Was für Lehren, Mahnungen und Warnungen der Weltkrieg für uns Christen enthält.“ (30 Cts.)

3. „The Religion of the Lodge.“ A sermon delivered in the Evangelical Lutheran Church of the Redeemer, St. Paul, Minn., by O. C. Kreinheder. (5 cts.; dozen, 50 cts.; 100, \$3.50.) — Aus dieser Predigt kann man lernen, wie man das Logentwesen in rechter Weise bekämpft.

4. „How Often Should a Christian Receive Holy Communion?“ By M. S. Sommer. (10 cts.) — Dieses geschmackvoll ausgestattete Büchlein (20 Seiten 4½×6) ist berechnet als Gabe für die Konfirmanden, wozu es sich auch vortrefflich eignet.



5. "The Distinctive Characteristics of the Lutheran Church, with Special Reference to the Lutheran Church of America." By G. Luecke. (60 cts.) — Dies Buch zerfällt in folgende Teile: 1. Distinctive Doctrines of the Lutheran Church. 2. Confessions of the Lutheran Church. 3. Distinctive Practises and Customs of the Lutheran Church. 4. Organization of the Lutheran Church. 5. Divisions of the Lutheran Church in America. Insbesondere unsere Laien sollten zu diesem Buche greifen, das ihnen vorzügliche Dienste leisten wird.

6. "Agnus Dei. The Lamb of God." A sacred cantata. Words by Paul E. Kretzmann. Music by G. C. Albert Kaepfel. (\$1.00.) — Daß unser Verlag sich auch befaßt mit der Herausgabe musikalischer Werke wie des vorliegenden kann man nur mit Freuden begrüßen. Insbesondere unsern Gemeindegliedern, die im Laufe der Zeit immer leistungsfähiger geworden sind, wird damit ein wertvoller Dienst erwiesen, indem ihnen so geboten wird, was sie bemeistern können und nicht bloß als Liebhaber der Musik, sondern auch als lutherische Christen mit Lust einüben und mit Gefühl vortragen werden.

7. "Concordia Collection of Sacred Choruses and Anthems: In Hours of Darkness. In schweren Stunden." Text by A. Bertram. Music by B. Schumacher. (20 cts.)

8. Synodalbericht des Oregon- und Washington-Distrikts mit einem Referat von P. L. Stübe über „Die erste Christengemeinde zu Jerusalem ein Vorbild für unsere heutigen Gemeinden“. (15 Cts.)

9. Synodalbericht des Michigan-Distrikts mit einer Arbeit von P. E. Berner über das Thema: „Von der Kirche; was sie ist. (Synodalkatechismus, Jr. 184 bis 189).“ (22 Cts.)

10. Synodalbericht des Zentral-Illinois-Distrikts mit einem gründlichen Referat von P. G. B. A. Schaaf über „Artikel 6 der Augsburgerischen Konfession: ‚Vom neuen Gehorsam‘.“

11. Proceedings of the Twenty-Sixth Convention of the Southern District mit einer feinen englischen Arbeit von Prof. Th. Gräbner über das Thema: "How to Read the Bible." F. B.

**Luthers Charakter.** Gezeichnet von Prof. D. Wilhelm Walther. Eine Jubiläumsgabe der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz. Mit Titelbild. Zweite Auflage. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. 216 Seiten. Preis: M. 3.80; gebunden: M. 4.80.

Von Leipzig aus an uns abgesandt wurde diese für das vierhundertjährige Reformationsjubiläum verfaßte Schrift am 20. Januar 1917; in unsere Hände gelangte sie aber erst im Februar 1920. Zu spät kommt deshalb aber diese Jubiläumsgabe immer noch nicht, denn es ist ein Buch von bleibendem Werte. Der Verlag läßt sich über die Schrift also vernehmen: „Nicht oft wird ein Buch einem so allgemein gefühlten Bedürfnis entgegenkommen wie dieses. Wir besitzen eine Fülle von ‚Leben Luthers‘, und aus ihnen sind manche Charakterzüge des Reformators zu ersehen. Aber eine vollständige Darstellung seiner Eigenart, die aus den Einzelzügen das gesamte Wesen dieses einzigartigen Mannes zusammenstellte, fehlte uns bisher. Der als tiefgrabender Lutherforscher weltbekannte Verfasser hat ein Bild gezeichnet, das nicht nur mit den Quellen übereinstimmt, sondern direkt aus diesen selbst zusammengestellt ist. Jeder Kundige aber erkennt, daß Walther bei allen Fragen, die er behandelt, im Grunde die Aufstellungen der Denisse, Weiß, Grijar im Auge hat, obwohl er sie niemals mit Namen nennt. Verwendet er doch sehr oft zur Zeichnung von Luthers Charakter gerade diejenigen Stellen aus dessen Schriften, Briefen und Gesprächen, mit denen jene Abscheu vor dem Reformator zu erzeugen gesucht haben. So werden nacheinander die einzelnen aus Licht tretenden Seiten dieser unvergleichlichen Persönlichkeit dem Leser vorgeführt, um sie am Schluß zu einer Einheit zusammenzufassen.“ In der Einleitung zu seinem Buch schreibt D. Walther: „Über keinen Mann der vergangenen Zeit ist uns so viel berichtet wie über Luther. Sehen wir auch ganz von allem ab, was seine Zeitgenossen von ihm erzählt haben, so hat er selbst eine unglaubliche Masse von Schriften herausgegeben, und eine Unmenge der von ihm gehaltenen Predigten sind durch andere zum Druck befördert. Dazu haben sich

von seinen Briefen noch ein paar tausend erhalten, und aus den bei Tisch von ihm geführten Gesprächen kennen wir sehr vieles durch die Niederschriften anderer. Die noch nicht vollendete Weimarer Ausgabe seiner Werke wird wohl nicht weniger als 70 Bände umfassen, jeder von durchschnittlich 700 Seiten großen Formats. Nicht zu spärlich, sondern zu reichlich fließen die Quellen über Luther. Nur sehr wenige können es sein, die sie alle auszuschöpfen vermögen.“ In den ersten Reihen dieser wenigen, die sich gründlich mit Luther und seinen Schriften beschäftigt haben, steht ohne Frage der Verfasser der uns vorliegenden Schrift, der zugleich auch zu den konservativeren unter den deutschländischen lutherischen Theologen gehört. Schon wiederholt hat D. Walther durch seine geschickte Abwehr der jesuitischen Angriffe auf Luther sich Verdienste erworben. Er ist der Verfasser des gründlichen und ausführlichen apologetischen Werkes „Für Luther wider Rom“, das in keiner größeren öffentlichen Bibliothek unsers Landes fehlen und auch ins Englische übertragen werden sollte. Seine uns jetzt vorliegende Jubiläumsgabe, „Luthers Charakter“, kann als ein Auszug und zugleich als eine Ergänzung dieses größeren Werkes angesehen werden. Was er in derselben über die einzelnen Züge im Charakter Luthers ausgeführt, zusammenfassend, schreibt Walther im „Schluß“: „Will man versuchen, Luthers eigentümliche Charakterzüge auf eine Einheit zurückzuführen, so dürfte wohl seine vollendete Offenheit und Wahrhaftigkeit als Grundlage und Voraussetzung für alles übrige hervorzuheben sein. Sie ermöglichte ihm, vollen Ernst mit seinem religiösen Erlebnis [im Turm des Klosters] zu machen und nicht mehr für sich selbst, sondern für Gott und den Nächsten zu leben. Sie erzeugte seine tiefe Demut, vermöge deren er seine eigene Mangelhaftigkeit in jeder Beziehung erkannte, verließ ihm aber auch das stolze Bewußtsein dessen, was er im Glauben durch Gott war und leistete. Aus diesem Dreifachen erwuchs dann sein eigentümlicher, nicht vor Gefahren das Auge verschließender, aber auf Gott bauender Mut, seine Selbständigkeit Menschen gegenüber, seine Abhängigkeit Gott gegenüber und sein gesunder Optimismus. Seine Wahrhaftigkeit bestimmte ihn auch, die ihm von Gott anerschaffene Leidenschaftlichkeit nicht zu unterdrücken, während diese durch seine gründliche Befehrung vor den einem derartigen Naturell drohenden Gefahren bewahrt blieb. Dieses beides machte ihm endlich möglich, die Gottesgabe seines tiefen und weichen Gemüts auch trotz seiner hohen Stellung und trotz seiner bitteren Erfahrungen sich zu erhalten.“ (205.) Folgen können wir Walther aber nicht, wenn er, Luther bezeichnend als „einen echt deutschen Mann“ und seine Offenheit und Wahrhaftigkeit als „spezifisch deutsche Art“, also fortfährt: „Dieser echt deutsche Charakter unsers Reformators hat es ihm ermöglicht, das Christentum so tief und so rein zu erfassen, wie es keiner seit der christlichen Urzeit vermocht hatte. Seine grenzenlose, rücksichtslose Wahrhaftigkeit ließ ihn die natürliche Beschaffenheit des Menschen ganz und gar so sehen, wie sie in Wirklichkeit ist. Sie ließ ihn in keiner Weise mit eigenen Gedanken, Gefühlen, Werken sich zufrieden geben, sondern nicht eher sich beruhigen, als bis er die von Gott geschenkte Wahrheit und Gnade und Kraft sich angeeignet hatte. Insofern ihm dies durch seine deutsche Art erleichtert wurde, darf man von einem deutschen Christentum reden.“ (208.) In der echt deutschen Art Luthers, in der deutschen Offenheit und Wahrhaftigkeit erblickt also Walther den Erklärungsgrund, warum Luther das Christentum so richtig, tief und rein zur Darstellung gebracht hat. Gewiß, es ist Luther selber, der sagt: „Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt und bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, wie dessen viele Historien und Bücher Zeugen sind.“ In diesem natürlichen Vorzuge aber eine Art Befähigung fürs Christentum und dessen Aufnahme zu erblicken, kam Luther nicht in den Sinn. Es gibt so etwas wie eine natürliche Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit und Liebe zur Wahrheit. Auch findet darin ein Unterschied statt zwischen einzelnen Personen sowohl wie zwischen ganzen Völkern. Wahrhaftigkeit vor Gott und seinem heiligen Gesetze gegenüber und wahre Liebe zur Wahrheit des Evangeliums ist dies aber nicht. Das Christentum, die Predigt vom Kreuz, ist vielmehr jeder menschlichen Vernunft ein Ärgernis und eine Torheit. Auch die natürliche Wahrhaftigkeit eines Menschen, selbst die Wahrheitsliebe, wie sie Luther als deutschem Manne eigen und angeboren war, kann in keiner Weise in Betracht kommen als eine *capacitas activa*, als natürliche Fähigkeit und Fähigkeit für die rechte geistliche Auffassung und Aufnahme des Christentums. Diese Fähigkeit, das Christentum als Wahrheit zu erkennen und aufzunehmen, wird erst gesetzt, wenn



Gott den Glauben wirkt. Daß Luther zur rechten Erkenntnis seiner Sünden gelangte und dann zur Gemüßheit der Vergebung seiner Sünden, ist in gar keiner Beziehung bedingt durch seine natürliche Wahrhaftigkeit und Liebe zur Wahrheit, sondern ausschließlich, wie Luther es auch selber ansah, eine Gnadengabe und Wirkung des Heiligen Geistes. Wie der Mut, den Luther als Christ an den Tag legte, so gründet und wurzelt auch seine heiße Liebe zur christlichen Wahrheit sowie seine Wahrhaftigkeit in seinem Christenleben überhaupt in seiner Befehrung, in dem ihm von Gott geschenkten Glauben, dessen Frucht sie ist. Die mit Liebe gepaarte Wahrhaftigkeit und Offenheit, wie sie Luther überall an den Tag legte, war eine Frucht seines Christentums und Glaubens. Und sie erwies sich so völlig in ihm, weil er wie wenige die Wahrheit und Macht des Gesetzes, das allen Heuchelschein verzeiht, und die belebende Kraft des Evangeliums, das ihn zu einem seligen Gotteskind machte, an seinem Herzen erfahren hatte. — Was den angegebenen Preis betrifft, so wird selbstverständlich die Mark wohl zu berechnen sein mit etwa 25 Cents in unserm Gelde. F. B.

**Jesaias II.** Kommentar über den zweiten Teil des Propheten Jesaias (Kap. 40—66). Von Aug. Pieper, Professor am Predigerseminar der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin u. a. St. zu Rauwatosa, Wis. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. 1919. 681 Seiten 7×10, in Leinwand mit Goldtitel gebunden. Preis: \$4.50 netto.

Vielleicht darf ich die etwas ausführlichere Besprechung dieses bedeutenden Wertes mit einer persönlichen Erinnerung beginnen. Es sind jetzt ungefähr fünfunddreißig Jahre her, als ich mir Franz Delizsch' „Jesaias-Kommentar“ mit Keil und Delizsch' „Biblischen Kommentar über das Alte Testament“ anschaffte, dem immer noch bei weitem besten und empfehlenswertesten Gesamtkommentar zum Alten Testament. Da fiel mir beim ersten Durchblättern des Buches das Motto in die Augen, das Delizsch seiner Auslegung vorgesetzt hat, der Vers des hochgeachteten niederländischen Dichters und Apologeten Jsaak de Costa, eines zum Christentum bekehrten Israeliten († 1860), der ebenso treffend wie schön die Eigenart und Bedeutung des Propheten Jesaias zum Ausdruck bringt, und der sich mir unergänglich eingeprägt hat:

Du Königskind, du engelgleicher Seher,  
Jesaias, niemand sprach vom Heil wie du;  
Ja, niemand bracht' ihm den Messias näher,  
Nief seinem Volk ein schärfer Wehe zu.  
Bei deines Sanges hebrer Quelle weil' ich  
So gern, hör', wie, in Flügel eingehüllt,  
Die Engel singen: Heilig, heilig, heilig  
Dem Gott, des Macht, des Lob die Welten füllt!

So hat Vitringa den Jesaias gelesen, von dem der Verfasser unsers Wertes, ohne seine Schwächen und Mängel zu verschweigen, mit Recht sagt: „An Gelehrsamkeit, gründlicher, systematischer Durcharbeitung und klarer Disposition des Stoffes . . . kann sich kein Späterer mit Vitringa messen“ (S. VI), und von dem der durch und durch selbständige, eigenartige Klostermann in seinem Artikel über Jesaias in der Herzog-Plittschen Realenzyklopädie<sup>2</sup> (6, 607) urteilt: „Alle [Kommentare sind] nicht so anregend und ursprünglich wie der von Vitringa, der den Jesaias mit nie wieder erreichter wissenschaftlicher Andacht und Zuneigung gelesen hat.“ So hat Delizsch selbst den größten Propheten des Alten Testaments gelesen, dessen Kommentar der Verfasser mit Recht, namentlich nach der sprachlichen Seite hin, den Vorzug vor allen neueren Jesaiakommentaren gibt, und von dem er sagt, „daß ich am meisten vis-à-vis Delizsch gearbeitet und mich mit ihm überall, wo es nötig war, auseinandergesetzt habe“ (S. VI). So hat der Verfasser selbst den „Evangelisten des Alten Testaments“ gelesen, und das Ergebnis ist das vorliegende umfassende Werk, ein Werk völliger Beherrschung des Stoffes, fleißiger, einbringender Arbeit und vor allem streng bibelgläubiger Überzeugung. — Das Werk ist ein großes schon nach dem äußerlichen Umfang. Daß in unserer Zeit der „kurzgefaßten“ und infolgedessen inhaltlich oft recht dünnen Kommentare ein Buch erscheint über die kleinere Hälfte des Propheten, das 55 Seiten Einleitung und 681 Seiten Text umfaßt, ist gewiß beachtenswert. Es ist aber auch alles in den Text hineingearbeitet. Bei jedem Verse wird der hebräische Text dargeboten, sodann eine wörtliche Übersetzung, und zwar — was dem Verfasser nicht jeder andere nachtun wird — eine Übersetzung im jambischen Versmaß. Sodann wird der

genaue Wortverstand festgestellt mit beständiger Berufung auf die hebräische Grammatik und Auseinandersetzung mit den Auffassungen anderer Exegeten. Niemand wird diesem Kommentar den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit machen. Auch nach der isagogisch-kritischen Seite hin ist viel gegeben. Wir möchten fast sagen: Es ist eher zu viel als zu wenig gelehrter Apparat in der Einleitung wie in der Ausführung dargeboten. Und doch ist der Kommentar nicht, wie so viele Werke der neueren Zeit, nur ein Stück Altertumsforschung, sondern, was uns immer Hengstenbergs Arbeiten lieb gemacht und ihnen vor andern Werken den Vorzug gegeben hat, was auch Stöckhards exegetische Arbeiten in so einzigartiger Weise auszeichnet, das finden wir auch hier: die ewige Geltung und Bedeutung des Gotteswortes, die Anwendung auf Herz und Gemüt, bei Jesaja ganz speziell: die neutestamentliche Heilswahrheit in alttestamentlichem Gewande. So schließt der Verfasser zum Beispiel seine Ausführung über Jes. 53 mit folgenden Worten: „Im übrigen sorgen die Worte selbst — oder der Heilige Geist in den Worten — schon für das rechte Verständnis. Nachdem der Herr selbst, Luk. 22, 37, dies Kapitel auf sich und das ganze Neue Testament es auf ihn bezogen hat, nachdem es Schritt für Schritt und Strich um Strich seine Erfüllung in ‚des Menschen Sohn‘ gefunden hat, wird es keinem Scharfsinn und keiner Kunst mehr gelingen, diese größte und herrlichste aller Weissagungen mit Erfolg auf einen andern als ihn zu deuten. Der Glaube stellt sich vor dies hier gezeichnete Bild des Heilandes und betet mit Paul Gerhardt:

„Erscheine mir zum Schilde,  
Zum Trost in meinem Tod,  
Und laß mich sehn dein Bild  
In deiner Kreuzesnot.  
Da will ich nach dir blicken,  
Da will ich glaubensvoll  
Dich fest an mein Herz drücken.  
Wer so stirbt, der stirbt wohl.“ (S. 424.)

Besonders wertvoll und bei einem so großen Werke, wie es das große „Trostbuch“, Jesajas II, ist, so unumgänglich nötig ist die Herausarbeitung der Grundgedanken und die Darlegung des Gedankengangs. Wir stimmen dem Verfasser durchaus zu, wenn er, wie schon Ausleger vor ihm, in diesen Kapiteln 40 bis 66 eine großartige Trilogie findet: Kap. 40—48; 49—57; 58—66, die der Prophet als ein Meister der Sprache, und der auch alle Kunstmittel der Sprache zu verwenden weiß, schon äußerlich durch Rehrverse (Refrains) kenntlich macht, Kap. 48, 22; 57, 21. Der Grundgedanke des ganzen Trostbuchs ist: Die zukünftige Verherrlichung der Kirche. Und dieser Gedanke wird dann in drei Teilen ausgeführt: Die Erlösung des alttestamentlichen Gottesvolks aus Babel, Kap. 40—48; die Erlösung aller Welt von der Sündenschuld, Kap. 49—57; die geistliche und ewige Erlösung, Kap. 58—66. Und jeder dieser drei Teile zerfällt dann in drei Triaden von je drei Reden. — Es liegt auf der Hand, daß man ein solches Werk nicht in einem Zuge durchnehmen kann. Es will eben, wie jeder größere Kommentar, studiert sein, studiert in frischen, guten, ungeführten Morgenstunden, für jeden Theologen die rechte Zeit für sein Haupt- und Lebensstudium: die Bibel. Ich habe schon größere Abschnitte in dem Buche gelesen, bin aber noch längst nicht fertig. Und wenn ich nun im folgenden einige Punkte zur Diskussion aufwerfe, so soll das nicht im Sinne von Ausstellungen geschehen, sondern als Zeichen, daß ich das Buch aufmerksam lese und die schöne Gabe des Verfassers dankbar benutze. Zunächst: Jeder Vers wird im Hebräischen dargeboten; gewiß mit Recht. Mir hat immer die Weise mancher engländischen Kommentare (Alford's Greek Testament, Expositor's Greek Testament usw.) gefallen, die den Grundtext mit abdrucken. Denn der Text ist und muß bleiben die Hauptsache; den Text will und muß man immer vor Augen haben. Der Verfasser übersetzt dann genau den Grundtext; aber diese Übersetzung ist oft mehrere Seiten von dem Texte getrennt. Ich verstehe den Grund. Die Übersetzung wird abschnittsweise dargeboten und so der Gedankengang gewahrt; aber ich hätte doch lieber die Übersetzung immer unmittelbar unter dem hebräischen Texte, namentlich auch für Leser, die des Hebräischen weniger mächtig sind. Die Übersetzung ist eine schwungvolle und doch getreue. Aber warum ohne Not von Luthers Übersetzung abgehen? Ich gehe hier mit Kittel in seinem vor einigen Jahren erschienenen Psalmenkommentar, der von der Vortrefflichkeit der Lutherschen Übersetzung so überzeugt ist, daß er sich auch in seiner wissenschaftlichen Arbeit möglichst eng an sie anschließt. Warum zum Beispiel Kap. 60, 1: „Steh auf, erglänze, denn dein Licht ist da!“ (S. 540) statt des machtvollen, hochpoetischen



und doch so verständlichen, auch das Wortspiel mit „Licht“ (אור) beibehaltenden „Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt!“ (ist gekommen)? Und noch eins. Jede Übersetzung ist gewiß auch eine Erklärung; aber ich möchte doch nicht ohne weiteres eine Erklärung an die Stelle der Übersetzung setzen. Der Verfasser übersetzt Kap. 53, 11: „Durch sein Erkenntnis wird mein Knecht, der Heiland, den Vielen Heil zusprechen“ (S. 412). Er erklärt dann: „Zaddiq ist hier nicht einfach ein oder der Gerechte, sondern der in seinem Errettungsamt Vollkommene und Erfolgreiche; vgl. immer wieder Kap. 42 und 49. Wir haben nur das eine, einzige Wort (und keine der modernen Kultursprachen besitzt es!), das eben den in dem zaddiq liegenden Begriff zum adäquaten Ausdruck bringt: Heiland. Um genau zu übersetzen, müßten wir sagen: durch seine Erkenntnis wird den Vielen das Heil der Heiland, mein Knecht, zusprechen.“ Ich habe nichts gegen eine solche Erklärung; aber ich habe Bedenken, sie gleich in die Übersetzung zu bringen. Wenn Jesaja, dem der Ausdruck: Heil, Heil bringen wahrlich nicht unbekannt ist — schon sein Name ist ja eine Zusammenfügung mit „Heil“ —, wenn der Heilige Geist gerade die Ausdrücke „der Gerechte“, „gerecht machen“ hier gebraucht, so wird er seine Gründe haben, und ich bleibe lieber bei dem Buchstaben und der buchstäblichen Bedeutung seiner Worte. Paulus weiß auch, daß Gerechtigkeit, Verheißung, Erbe (δικαιοσύνη, ἐπαγγελία, κληρονομία) im Grunde eins und dasselbe sind, Gal. 3, aber er wechselt mit diesen Ausdrücken, gewiß nicht ohne Grund, und wir bleiben auch da bei seinem Wechsel. — Sodann möchten wir auch manche Punkte der Einzelerese des Verfassers zur Diskussion stellen aus der vorzüglichen Erklärung von Kap. 53, dem Höhepunkte der ganzen alttestamentlichen Weissagung, und andern Kapiteln, müssen uns aber auf einen beschränken. Wir greifen das große Trostwort Kap. 40 heraus. Der Verfasser jagt darüber: „Die frohe Botschaft: ‚Tröster, tröset mein Volk!‘ usw. mit ihrer dreifachen Begründung gilt wohl zunächst und in beschränktem Sinn dem Volk Israel im Exil, aber sie ist eigentlich und in ihrem vollen Sinn dem neutestamentlichen Gottesvolk, uns elenden Christen dieser Zeit, vermeint. So auch dies Stück von der Wüstenstimme. Der Prophet Jesajas selber — eben in dem folgenden Buch — war diese Stimme. Er erzählt hier und in V. 6—8 seine Berufung zur Ausrichtung dieses Amts. Jeremias, Hesekiel und andere waren diese Stimme für Israel. Aber alle nur in beschränktem Maße, sofern sie dem in Babel schmachtenden oder später dem kläglich rehabilitierten jüdischen Volk galt. Ihre volle Erfüllung fand sie erst in Johannes dem Täufer, dem der Engel des Bundes, der Herr selbst, zur Offenbarung seiner Gnaden- und Gerichtsherrschaft, zur Erlösung und zum Gericht der ganzen Völkervelt unmittelbar auf dem Fuße folgte.“ (S. 17.) Und schon vorher hieß es: „Erfüllt ist diese Weissagung nach dem klaren Zeugnis der Schrift im besonderen Sinn in dem Täufer, Mal. 3, 1; 4, 5; Matth. 3, 1 ff.; 11, 10 ff.; Mark. 1, 2 ff.; Luk. 1, 76; 3, 2 ff.; Joh. 1, 23. Matthäus sagt geradezu: ‚Denn dieser ist der, von dem gesagt ist durch den Propheten Jesajas, der da spricht‘ usw. Damit ist gesagt, daß Gott mit diesen Worten bei Jesajas Johannes den Täufer im Sinne gehabt hat: ob sich der Prophet bei Empfang und Niederschrift derselben des bewußt gewesen ist, ist eine Frage, auf die nichts ankommt; vgl. 1 Petr. 1, 10 ff. Ebenso ist festzuhalten, daß diese Weissagung nicht auf den einen Mann Johannes allein, sondern auf alle Prediger mit geht, die mit dem Täufer gleichen Beruf haben, ob sie vor oder nach ihm gewirkt haben.“ (S. 14.) Ich vertrete da doch eine andere Auffassung, schiebe scharf Sinn und Anwendung und bleibe bei dem alten, bekannten hermeneutischen Grundsatz, daß diese und ähnliche Stellen der Schrift direkt und ausschließlich auf das Neue Testament und auf den einen Johannes den Täufer gehen. Sensus literalis unus est! Strüchardt hat meines Erachtens ganz richtig und einzig zulässig erklärt: „Diese kurze Aussage über die Predigt Johannis des Täufers bekräftigt Matthäus mit einem Wort aus dem Propheten Jesajas. Er fährt fort: ‚Denn dieser ist es, der genannt ist von dem Propheten Jesajas, der da saget: Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet seine Steige richtig!‘ Kap. 3, 3. Er gibt hiermit einen Grund für die Tatsache an, daß Johannes in der Wüste predigte und gerade also predigte: Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Das geschah nicht zufallens, sondern nach Gottes Rat und Verheißung. Denn der Prophet Gottes, Jesajas, hatte schon von diesem Prediger und seiner Predigt gesagt. Bengel bemerkt zu dem γὰρ, ‚denn‘, am Anfang dieses Verses ganz treffend: ‚Causa, cur Johannes ita exoriri tum debuerit, ut v. 1. 2.

describitur, quia sic praedictum erat.“ Also eben jenen Mann, der damals in der Wüste Juda auftrat und dort predigte, hat Jesaias schon namhaft gemacht: *Οὗτος γάρ ἐστιν ὁ ἠρθεὶς ἐντὸς Ἠσαίου τοῦ προφήτου.* Zweifellos hat der Evangelist Matthäus den Propheten Jesaias, Kap. 40, 3, dahin verstanden, daß dieser selbst schon den Prediger in der Wüste vor Augen hatte und Israel vor Augen stellte.“ (L. u. B. 30, 252 f.) — Wir brechen ab, aber nicht ohne nachdrücklich unsern Lesern dieses umfassende, gründliche Werk angelegentlich zum Studium zu empfehlen. Der Verlag der Wisconsinynode hat auf Beschluß der Synode die Herausgabe desselben übernommen und hat bei der Herstellung und Ausstattung keine Kosten gescheut. Es ist auch nach dieser Seite hin ein schönes Werk: gutes Papier mit einem breiten Rand, schöner, deutlicher Druck in Lateinschrift, der hebräische Text in Verszeilen, die deutsche Übersetzung ebenfalls in Verszeilen und in Fettschrift. Das Verlagshaus wird bei dem jetzigen Preise der Herstellungskosten nicht so bald, wenn überhaupt, auf seine Rechnung kommen. Da wird es für den Verleger wie für den fleißigen Verfasser der schönste Dank sein, wenn das Werk, das „nichts anderes will als seine [des lieben Herrn Jesu Christi] auch in Jesaias geoffenbarte Herrlichkeit preisen“, fleißig gebraucht und studiert wird. Reicher Nutzen und Segen wird nicht ausbleiben. A. F.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

Sollen wir als Amerikaner dem deutschen Volk Buße predigen? In der „Kirchlichen Zeitschrift“ der Iowa-Synode findet sich die folgende Bemerkung: „Weil man hierzulande immer noch meint, man könne dem deutschen Volk keinen größeren Liebesdienst erzeigen, als daß man ihm Buße predigt, stehe hier ein Artikel, der unter den zwei Überschriften ‚Die Nacht Gottes‘ und ‚Der Gottesstag‘ im ‚Evangelischen Kirchlichen Anzeiger von Berlin‘ erschienen ist und wohl Professor Seeberg zum Verfasser hat. Daraus erkennt man, daß die evangelische Kirche Deutschlands noch Männer hat, die ihrem Volk mit eindringlichstem Ernst Buße zu predigen wissen, besser als ihre fragwürdigen Freunde.“ Wir halten dafür, daß hier eine Unterscheidung am Platze sei. Diejenigen, welche hier in Amerika dem deutschen Volk Buße predigen, ohne zugleich unserm eigenen, dem amerikanischen Volk, Buße zu predigen, werden mit Recht getadelt. Wer die religiösen Zustände unsers Landes kennt und daneben weiß, was Christentum ist, der weiß auch, daß unser Volk als Volk mindestens in derselben Verdammnis liegt mit dem deutschen Volk und andern Völkern. Wir als Volk wissen nicht, was Christentum ist, oder wir sind vom Christentum wieder abgefallen. Insonderheit stellt auch die sogenannte „protestantische Kirche“ unsers Landes einen großen Abfall vom Christentum dar. Wem das nicht schon seit längerer Zeit offenbar war, dem sollten jetzt durch das Interchurch World Movement die Augen aufgehen. Wir sagen daher sehr bestimmt: Wer von Amerika aus dem deutschen Volk Buße predigt, ohne zugleich in derselben Predigt oder in derselben Schrift zu sagen, daß wir als Volk in derselben Verdammnis sind, der ist allerdings zu tadeln. Er ist entweder selbst ein blinder Pharisäer, oder er ist doch ungeschickt und untüchtig als Bußprediger. Ohne es zu wollen und zu wissen, erzeugt er eine pharisäische Gesinnung und verhindert die Buße, die Gott durch die traurigen Zeitsläufe in unserm Volk und bei andern Völkern wirken will. Dagegen



sind die nicht zu tadeln, sondern zu loben, welche zwar auch auf die Sünde des deutschen Volkes hinweisen, aber zugleich, in derselben Predigt und in derselben Schrift den gleichen Abfall unsers Volkes darlegen und auch nicht vergessen, die Verachtung und Geringschätzung des Evangeliums, die sich in unsern eigenen Gemeinden einnisten will, aufzudecken. So hat Christus Buße gepredigt. Er weist auch auf die Sünden früherer Zeiten und die Unglücksfälle, die andere Personen betroffen haben, hin, aber er fügt zugleich hinzu: „So ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle auch also umkommen.“ Bei dem Durchlesen der Distriktsynodalberichte vom letzten Jahre finden wir, daß z. B. in dem Bericht des Sittlichen Distrikts in schicklicher Weise Buße gepredigt wird. Da wird zwar auch auf den religiösen Abfall in Deutschland und in andern Ländern hingewiesen; aber das Hauptgewicht der Ausführungen, auf den Umfang und den Ernst gesehen, liegt in der Darlegung des Abfalls des eigenen Volkes und in der schmerzlosen Aufdeckung der Mängel, die sich hinsichtlich des Glaubens und des Lebens in unsern eigenen Gemeinden zeigen. — Die „Zeitschrift“ führt ein Beispiel an, welches dartun soll, „daß die evangelische Kirche Deutschlands noch Männer hat, die ihrem Volk mit eindringlichstem Ernst Buße zu predigen wissen, besser als ihre fragwürdigen Freunde“. Es tut uns wirklich leid, daß wir dies Beispiel nicht gelten lassen können. Deutschland hat Männer — auch außerhalb der mit uns verbundenen Freikirche —, die vom christlichen Standpunkt aus ihrem Volk das Rechte sagen können. Wir selbst haben gelegentlich unserer Reisen in Europa solche Männer kennen gelernt. Wir haben auch nicht überall in den Landeskirchen leere, sondern auch einige wohlgefüllte Kirchen gesehen. Aber das von der „Zeitschrift“ angeführte Beispiel müssen wir um der Sache willen anfechten. Auch wir halten wegen der gebrauchten Redewendungen Professor Seeberg für den Verfasser des Artikels im „Evangelischen Anzeiger von Berlin“. Professor Seeberg klagt sein Volk an, daß es vom Glauben der Reformation und der Väter abgefallen sei. Aber in dieser Anklage fehlt ein wesentliches Moment: die Selbstanklage. Gerade auch Seeberg gehört in hervorragender Weise zu den Theologen, die ihr Volk zum Abfall von der Kirche der Reformation verführt haben. In seiner Schrift „Die Grundwahrheiten der christlichen Religion“, die in fünfter Auflage im Jahre 1910 erschienen ist, verwirft er die Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift, die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit und der Gottheit Christi samt der stellvertretenden Genugthuung. In bezug auf die Schrift sagt er: „In den biblischen Schriften befinden sich anerkanntermaßen Irrungen der Erzähler und Widersprüche der Erzählungen untereinander“ (S. 33). In bezug auf die Gottheit Christi erklärt er, daß sie nicht eine „Substanz“ oder eine „Natur“ war, sondern die „ewige Liebesenergie [Gottes] erfüllte die menschliche Seele Jesu, so daß sie ihr Inhalt wurde. Das ist die Gottheit Christi“ (S. 115). Die stellvertretende Genugthuung Christi nennt er eine „peinliche Integralrechnung“, die nicht stimmt (S. 136). Daher ist ihm auch der christliche Glaube nicht der Glaube an die durch Christi satisfactio vicaria erworbene Vergebung der Sünden, sondern die „Einnahme der Wirkungen Gottes“ (S. 46). Er gründet die Rechtfertigung auf die sittliche Umwandlung des Menschen, gerade wie z. B. Dr. Bedwisch von der Chicago University. Deshalb vermissen wir in dem von der „Zeitschrift“ mitgeteilten längeren Artikel Professor Seebergs,

der wirklich in ergreifenden Worten geschrieben ist, die Selbstanklage. Gott weiß es, daß wir uns in unserm Herzen nicht über Professor Seeberg erheben. Wenn wir unter denselben Verhältnissen aufgewachsen wären, würden wir wahrscheinlich auf denselben theologischen Bahnen wandeln. Wir wiederholen auch, daß die von Seeberg vertretene Stellung nicht Deutschland eigentümlich ist, sondern auch durchweg auf unsern amerikanischen Universitäten, die vor andern einen großen Namen haben, herrscht. Auch ist dieser Unglaube — der unitarische — bei uns wohl tiefer in das Volk gedrungen und weiter verbreitet als in den meisten sogenannten christlichen Ländern. Das zeigt die Verbreitung der Logen in unserm Lande und das in der Entwicklung begriffene Interchurch World Movement. Darum widerspricht es so stark allem christlichen Sinn, wenn wir Amerikaner dem deutschen Volk Buße predigen, ohne zugleich uns selbst Buße nicht nur zu predigen, sondern auch zu tun. Aber wir müssen es um der großen Sache willen beanstanden, daß Seeberg in die Reihe der rechten Bußprediger seines Volkes gestellt werde. Andere deutsche Männer als Seeberg müssen ihrem Volke und ihrer Kirche das Rechte sagen und den Abfall von der Kirche der Reformation strafen. Seeberg kann das noch nicht, wie gerade sein Artikel in dem „Evangelischen Anzeiger“ beweist. Er lehrt darin weder Gesetz noch Evangelium aus dem objektiven Wort Gottes. Und ohne die wesentliche Gottheit Christi und ohne Christi stellvertretende Genugtuung gibt es keinen christlichen Glauben, keine christliche Theologie und keine Rückkehr zur Kirche der Reformation. Es gibt noch Männer unter den Theologen Deutschlands, die die wesentliche Gottheit Christi und Christi satisfactio vicaria festhalten und daher auch imstande sind, jetzt dem deutschen Volke und seinen Theologen Buße zu predigen. „Lehre und Wehre“ hat vor nicht langer Zeit mit Freuden auf solche Männer hingewiesen. Professor Bente hat Jahrgang 1918, S. 481 ff., einen Artikel unter der Überschrift „Ein entschiedenes Bekenntnis zum Sühnwert Christi“ veröffentlicht, worin er u. a. sagt: „Ganz an Stimmen für diese großen Wahrheiten, insonderheit auch für die letzte von der stellvertretenden Genugtuung Christi, fehlt es aber, gottlob, von Zeit zu Zeit auch unter den Großen in Deutschland doch nicht. Zu diesen gehört auch D. P. Ward, Geheimer Oberkirchenrat a. D. In seiner Schrift ‚Das Blut Jesu Christi‘, nichts sonst, ‚macht uns rein von aller Sünde‘, gedruckt 1913 von Hoffbuchhändler Friedrich Bahn zu Schwerin in Mecklenburg, tritt er mit großem Ernste ein für die alte Versöhnungslehre. . . . Daß Ward in diesem Bekenntnis (wenn man gleich seinen Ausführungen nicht in allen Nebenpunkten zustimmen wird) in der Tat vor der deutschländischen Christenheit, die viele ihrer wissenschaftlichen Theologen ins Heidentum zurückzuführen bemüht sind, ein herrliches Zeugnis von dem Sühnwert Christi abgelegt hat, werden die folgenden Auszüge dartun.“ Und nun folgen Auszüge, die sich über zwanzig Seiten erstrecken. Zugleich weist Prof. Bente in einer längeren Note, die den Auszügen vorangestellt ist, darauf hin, daß es auch in der lutherischen Kirche Amerikas sehr bedenklich an der klaren Erkenntnis der Lehre von der stellvertretenden Genugtuung Christi fehlt. Er beweist dies damit, daß im *Lutheran Church Work and Observer* James Denneys Schrift *The Atonement and the Modern Mind* als die genuin biblische Lehre von der Versöhnung enthaltend empfohlen wurde. Denney aber leugnet das stellvertretende Strafleiden Christi.



**Lutherische Weltkonferenz.** Wir wiesen kürzlich hin auf die geplante Lutherische Weltkonferenz. Als Versammlungsort waren die Vereinigten Staaten in Aussicht genommen. Über denselben Gegenstand sagt die „Kirchliche Zeitschrift“ der Iowa synode u. a.: „Der Gedanke, tüchtige Vertreter der europäischen, besonders der deutsch= wie skandinavisch=lutherischen Kirche, hier in den Vereinigten Staaten zu einer freien Konferenz zusammen zu haben, ist sympathisch. Wir könnten, besonders auf dem weitverzweigten Gebiet der Innern Mission wie auf dem der Heidenmission, fraglos viel von ihnen lernen, und es würde so manchem Amerikaner, der in seiner Unwissenheit und Eitelkeit so gerne meint, er sei über das Christentum deutscher oder skandinavischer lutherischer Männer längst hinausgewachsen, zu heilsamer Ernüchterung dienen können, mit lutherischen Charakterköpfen Europas in Fühlung zu kommen. Es würde aber auch den verschiedenen Vertretern der europäisch=lutherischen Kirche wertvoll sein, gerade jetzt, da es einen Neubau der lutherischen Kirche Deutschlands gilt, einen direkten Einblick in unsere freikirchlichen Verhältnisse zu gewinnen. Eine andere Frage ist es, ob dieser Gedanke praktisch durchgeführt werden kann. Die amerikanisch=lutherische Kirche ist unter sich keine Einheit und hat auch den lutherischen Kirchen Europas gegenüber keineswegs eine einheitliche Stellung. Darum betonten wir schon in New York, als diese Frage bei der Versammlung des National Lutheran Council zur Diskussion stand, daß der Gedanke einer in Amerika tagenden lutherischen Weltkonferenz nur dann durchführbar ist, wenn ein Weg gefunden werden kann, der den Standpunkt der einzelnen lutherischen Kirchenkörper unsers Landes in der Frage der Kirchengemeinschaft unberührt läßt.“

**Die lutherische Weltkonferenz unter deutschländischer Beleuchtung.** Wir lesen in der „Freikirche“ vom 15. Februar d. J.: „Der Zweck dieser Weltkonferenz, die im Laufe dieses Jahres nach Amerika einberufen werden soll, ist nach dem ‚Reichsboten‘ der, ‚über die Möglichkeiten eines engeren Zusammenschlusses und der gegenseitigen Unterstützung der lutherischen Kirchenkörper der ganzen Welt zu beraten‘. Das findet das genannte Blatt zwar ‚gewiß löblich und durchaus einwandfrei‘, doch fällt es ihm auf die Nerven, daß jene Amerikaner dabei überhaupt die geistige Führung des Luthertums der ganzen Welt auf ihre starken Schultern nehmen zu wollen scheinen, nachdem sie durch freigebige Spendung von Geld ein gewisses moralisches Recht dazu erworben zu haben glauben. ‚Es ist nur fraglich‘, fährt das Blatt fort, ‚ob man sich in Deutschland mit dieser geistigen Führung der Amerikaner einverstanden erklären kann, die doch in wissenschaftlich=theologischer Hinsicht den Deutschen lange nicht ebenbürtig sind.‘“ Dazu bemerkt die „Freikirche“, indem sie sich zunächst gegen den Schreiber im „Reichsboten“ wendet: „Da schaut der alte Wissenschaftsdünkel heraus, der den deutschen Theologen jetzt am wenigsten gut steht, nachdem die Früchte dieser theologischen Wissenschaft in der traurigen Verwirrung und beklagenswerten Ratlosigkeit zutage treten, in der sich die vom Staate preisgegebenen lutherischen Landeskirchen zurzeit befinden.“ Gegen die Amerikaner vom National Lutheran Council sagt die „Freikirche“: „Ob freilich die Vertreter der Körperschaften, die sich zu dem National Lutheran Council vereinigt haben, dazu befähigt und berufen sind, ist eine andere Frage. Die Kirche überhaupt und daher auch die lutherische Kirche kann nur durch Gottes Wort gebaut und nur durch den Heiligen Geist recht geleitet werden. Jene amerikanischen Körperschaften sind aber in be-

treff der Lehre und Praxis unter sich keineswegs einig, weil sie bald in diesem, bald in jenem Stück von Gottes Wort abweichen. Und auch mit den deutschen Landeskirchen würden sich mancherlei Differenzen herausstellen. So ist zu befürchten, daß auch diese Weltkonferenz nur wieder ein Unionswerk, ein babylonischer Turmbau wird, an dem Gott kein Wohlgefallen haben kann, zu welchem auch die materielle Hilfe kein Recht gibt. — Unsere Glaubensbrüder, die vielgeschmähten und mit einer leichten Handbewegung beiseitegeschobenen Missourier, sind mit materieller Hilfeleistung hinter jenen wahrlich nicht zurückgeblieben, haben aber dabei, obwohl sie denen, die es begehren, gern mit ihrem Räte beistehen, nie den Anspruch erhoben, nun auch die Leitung der deutschen Kirchen übernehmen zu wollen. Denn sie wissen nur zu gut, daß nur der Heilige Geist durchs Wort, durch schriftgemäße Predigt und Praxis die Kirche baut und erhält in einem Sinn gar eben! Dem wollen sie nicht vorgreifen, lassen sich aber durch ihn treiben, Gutes zu tun an jedermann, allermeist an des Glaubens Genossen.“ — So weit die „Freikirche“. Hierzu einige Bemerkungen: 1. Die Merger-Synoden samt ihrem Anhang, dem National Lutheran Council, sehen von einer tatsächlichen Einigkeit in der lutherischen Kirche ab. Nach diesem Grundsatz trat der Merger ins Dasein. Sollten diese Synoden auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland und andern europäischen Ländern Einfluß gewinnen, so würde der Wirrwarr in der Lehre nicht gehoben, sondern nur gemehrt werden. Es ist milde ausgedrückt, wenn die „Freikirche“ bemerkt: „Gene amerikanischen Körperschaften sind in betreff der Lehre und Praxis unter sich keineswegs einig, weil sie bald in diesem, bald in jenem Stück von Gottes Wort abweichen.“ Auch solche Männer, die in den Merger-Synoden eine leitende Stellung einnehmen, stehen die Verbalinspiration an unter Beifügung der üblichen Entstellungen; in der Lehre vom freien Willen stehen sie auf Erasmus' Seite gegen Luther. Als D. Leander Nehser vor sechs Jahren in einer besonderen Schrift (1914) für Erasmus' Stellung mit dem ganzen Apparat von erasmischen Gründen für die „free moral agency“ des Menschen in der Bekehrung eintrat, fand er allgemeine Zustimmung in den Merger-Synoden und darüber hinaus. Als D. Schmauf es gewagt hatte, die Lehre: „Man's will is able to decide for salvation through new powers bestowed by God“ als „subtle synergism“ zu bezeichnen, wurde er von D. Gerberding öffentlich zurechtgewiesen. Was das Verhältnis zwischen Staat und Kirche betrifft, so hegt man in den Merger-Synoden, von der reformierten Umgebung angesteckt, vielfach noch die Vorstellung, daß der Staat nach „christlichen Prinzipien“ regiert werden sollte. (Vgl. L. u. W. 1917, S. 412, und besonders F. Bente, *American Lutheranism*, II, 217 ff. 233 ff. 166 ff.) 2. Was die „Wissenschaft“ in Sachen der christlichen Lehre betrifft, so stehen sich Deutschland und Amerika ungefähr gleich. Sofern jemand, einerlei ob in Deutschland oder Amerika oder anderswo, nicht bleibt bei den gesunden Worten unsers Herrn Jesu Christi, der ist verdüstert (aufgeblasen) und weiß nichts (1 Tim. 6, 3 ff.). Er gibt ein Wissen vor, das er nicht hat. Hinsichtlich des Wissens in äußeren Dingen, Sprachen usw., die in den Dienst der rechten Theologie, wenn man sie hätte, treten könnten, ist man in Deutschland vielleicht einer Anzahl von „Amerikanern“ voraus. 3. Die Führerrolle, die der Berliner „Reichsbote“ nicht gerne den Amerikanern überlassen möchte, spukt allerdings in den Köpfen amerikanischer Merger-Lutheraner. D. H. E. Jacobs, ihr vornehm-



fter theologischer Führer, sagt in dem Pamphlet *The Attitude of the Lutheran Church of America in the Present World Crisis*, p. 14: "Even although the Lutheran Church on the Continent of Europe be not greatly prostrated and enfeebled by the loss of so many of her sons, the interruption of all normal activities and the spiritual desolation accompanying war, the national animosities that have been excited, will probably prevent the religious communities in other lands from giving the same respectful consideration to German scholarship that it has heretofore enjoyed. May not the responsibility rest upon the Lutheran Church of America of becoming, as never before, *the representative and interpreter to the world of the principles of Reformation?*" So D. Jacobs. Unter den vielen Übeln, die durch den Krieg auch über Europa gekommen sind, wäre nicht das geringste Übel dieses, wenn die Lutheraner Europas unter die von D. Jacobs in Aussicht gestellte Führerschaft kämen. Der Beweis hierfür liegt in der oben beschriebenen Lehrstellung dieses Teils der amerikanisch-lutherischen Kirche. Aber zu beachten ist auch, was die amerikanischen Merger-Lutheraner als „Repräsentanten und Ausleger der Prinzipien der Reformation“ hier in Amerika als praktische Kirchenorganisatoren geleistet haben. Sie bekamen aus Europa und sonderlich auch aus Deutschland durch Einwanderung dasselbe Material wie die Väter der Missouri-Synode. Die letzteren haben aus dem Material durch Gottes Gnade vermittelt treuen Festhaltens an lutherischer Lehre und Praxis lutherische Gemeinden aufgebaut, in denen lutherische Lehre und Praxis herrscht, die Jugend in lutherischen Schulen aufwächst und dem reformierten Sektengeist gewehrt wird. Dasselbe Material haben die Merger-Lutheraner fast durchweg verkommen lassen. Sie haben, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht für lutherische Gemeindeschulen gesorgt, sondern ihre Kinder den religionslosen Staatsschulen zugeführt. Sie haben ihre Gemeinden zum großen Teil in das Logenwesen versinken lassen und dem reformierten Sektentum reichlich Raum gewährt. Darum kann nichts Gutes daraus kommen, wenn die lutherische Kirche Amerikas, die D. Jacobs meint, zum „representative and interpreter to the world of the principles of the Reformation“ werden sollte. 4. Ganz richtig bemerkt die „Freikirche“ in bezug auf die amerikanischen „Missourier“, daß sie nicht daran denken, „die Leitung der deutschen Kirche übernehmen zu wollen“. Wir kennen kein anderes Kirchenleitungsmittel als Gottes Wort. Mit Gottes Wort haben wir bisher hier in Amerika erst eine kleine und dann eine große Kirchengemeinschaft leiten dürfen. Mit Gottes Wort haben wir bisher auch andern Erdteilen zu dienen gesucht. Durch Gottes Gnade werden wir dies auch fernerhin dort tun, wo man unsern Dienst begehrt, oder wo wir unsere Dienste anbieten können, ohne in ein fremdes Amt zu greifen oder sonst gegen Gottes Wort zu verstoßen. F. P.

**Theologische Abteilung für ländliche Pastoren.** Seit Jahren ist in kirchlichen Zeitschriften die Rede davon, daß und wie die Kirche sich der Landbevölkerung anzunehmen habe. Neuerdings will man in theologischen Anstalten eine besondere Abteilung für die Ausbildung von Landpastoren ins Leben treten lassen. Daß diese Frage überhaupt im Ernst erwoogen wird, erklärt sich einigermaßen aus der irrigen Annahme, daß die Aufgabe der Kirche wesentlich auf dem sozialen Gebiet liege. Solange die Kirche ihre Aufgabe darin sieht, die Seelen aus der Welt in den Himmel zu retten, so lange erkennt sie auch, daß die Predigt des Evangeliums von

dem für die Sünden der Welt gekreuzigten Christus das einzige Kirchbaumittel für Stadt und Land ist. Freilich sind die äußeren Verhältnisse zum Teil andere auf dem Lande als in der Stadt. Aber dieser Punkt ist gedeckt, wenn die Schrift von jedem zum Amt tüchtigen Pastor fordert, daß er allen alles zu werden imstande sein müsse. Auch würde es nicht gerade Kenntnis der sozialen Verhältnisse, sonderlich in den Vereinigten Staaten, verraten, wenn wir meinen wollten, daß wir es in der Stadt vornehmlich mit „gebildeten“ und „intelligenten“ Leuten, auf dem Lande aber mit dem Gegenteil zu tun hätten. Daß dies fundamentum dividendi für die Einteilung unsers Volkes nur wenig zutreffend ist, wissen diejenigen unter uns, die zuerst Landpastoren und Stadtpastoren, oder umgekehrt, erst Stadtpastoren und dann Landpastoren waren. Es ist kürzlich berichtet worden, es gebe Studenten, die sich von vorneherein vorgenommen hätten, der Kirche Christi auf dem Lande zu dienen. Es ist nicht anzuraten, Studenten in diesem Vorhaben zu stärken. Es könnte vorkommen, daß sich der Student hinterher anders besinnt. Dann würde die Frage entstehen, ob der Betreffende hinterher noch den Kursus für Stadtpastoren zu absolvieren hätte.

J. P.

## II. Ausland.

**Deutschland.** Unter den mancherlei sonderbaren Nachrichten, die jetzt aus Deutschland kommen, finden wir auch die folgende: „Die deutsche Regierung beabsichtigt, mit der Reichsschulreform auch eine Reform der deutschen Rechtschreibung zu verbinden. Von berufenen Fachleuten, auch aus der Schweiz und Österreich, hat in der letzten Januarwoche eine Konferenz über die Frage der Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung stattgefunden, deren Ergebnis die Annahme eines Planes war, welcher dem Reichsschulausschuß befürwortend eingereicht wurde. Wieder standen sich die alten Gruppen der Rechtschreiber gegenüber, die Anhänger der ‚geschichtlichen‘ und der lauttreuen Schreibung. Unter Führung Dr. Sarrazins, des Vorsitzers des deutschen Sprachvereins, blieben die Befürworter einer Reform der Rechtschreibung nach dem Grundsatz der lauttreuen Schreibung Sieger. Die wesentlichen Änderungen, welche der Plan enthält, gibt Dr. Sarrazin in einem Artikel des ‚Vokalanzeigers‘ folgendermaßen an: Der i-Laut soll stets durch ein einfaches i bezeichnet werden: Brif, Ribe, blib, trib, Akademii, Manir, Barbir, alle Zeitwörter auf iren, wie studiren, regiren usw. Das Dehnungs-h ist überall zu beseitigen (womit übrigens 1901 schon der Anfang gemacht wurde); ebenso das h nach r und t, so daß man schreibt: Stal, Bal, zämen, änlich, järllich, faren, nären, felen, ir, irig, Möre, wol, one, Stul, füren, Gebüren usw.; ebenso Katarr, Kabarber, Rinzeros, Katebrale, Katete, Teater usw. Weiterhin soll die Verdoppelung der Selbstlaute grundsätzlich wegfallen und nur in dem einen oder andern Ausnahmefall bestehen bleiben, wenn sie zur Unterscheidung von gleichlautenden Wörtern aus Zweckmäßigkeitsgründen als unbedingt notwendig erkannt werden sollte. Mit gleichem Vorbehalt soll statt ai nur ei geschrieben werden. Der i-Laut wird nur durch i, der z-Laut nur durch z bezeichnet, also Akazien, Razion, Pazient, Karakter, Kolera. Statt æ wird ff geschrieben (wie die andern Mitlautverdoppelungen). Für die drei Laute ts, ds, chs tritt überall der Buchstabe x ein. Wie Gexe, so schreibt man Eidexe, Gewäxe, Alex, Day, Wax usw. Auch die drei f-Laute (f, ph, v) werden, wo sie wie f gesprochen werden, nur mit f geschrieben: fäterlich, Vater, Feilchen, ferzeihen, Forteil,



Bogel, Fotografi, Fosfor usw., so daß der Buchstabe v in deutschen Wörtern wegfällt und je nach der Aussprache durch f oder w ersetzt wird. Was im äußeren Schriftbild zunächst am ungewohntesten anmuten dürfte, ist die vorgeschlagene Beseitigung der Großbuchstaben bei den Dingwörtern. Sie sollen im wesentlichen nur beibehalten werden im Satzanfang und bei Personen-, Orts- und Ländernamen, vielleicht noch in wenigen bestimmten Ausnahmefällen. Die Rechtschreibung bestimmt das Wortbild. Dieses, gedruckt oder geschrieben, ist das uns Bekannte, Altgewohnte und hat dadurch ‚Gemütswert‘ für uns. Jede Änderung des Wortbildes stört uns, stößt uns als etwas Neues ab und erregt anfänglich unwillkürlich unsern Widerspruch, bis uns das neue Wortbild allmählich wieder zur Gewohnheit geworden ist und wieder Gemütswert erlangt hat.“ — Als wir vorstehendes lasen, kam uns die Frage, ob Deutschland bei dem dort herrschenden Durcheinander sich auch noch zumuten sollte, seine „Wortbilder“ und damit seine „Gemütswerte“ umzulernen. Es scheint drüben schon mehr Revolution angerichtet worden zu sein, als mit vereinten Kräften in absehbarer Zeit gutgemacht werden kann. Zudem geht Sarrazin auch in der sachlichen Begründung des Wechsels irre, wenn er sagt: „Die bisher bestehende Rechtschreibung ist weit davon entfernt, die ‚geschichtlich gewordene‘ zu sein. Sie ist durch Zufall und Willkür entstanden.“ Dazu ist zunächst zu sagen, daß das, was tatsäclich vorliegt und im Brauch ist, auch stets „geschichtlich“ geworden ist, einerlei, ob es ursprünglich durch Zufall und Willkür oder durch vernünftige Erwägungen ins Dasein trat. Sodann ist es sachlich nicht richtig, daß keine Veranlassung vorliegt, wenn wir im Deutschen z. B. nicht „Nazion“, sondern „Nation“ schreiben. Es liegt dafür derselbe Grund vor, der uns veranlaßt, im Englischen nicht „nashon“, sondern „nation“ zu schreiben. Auch Sarrazin kann dieser Grund unmöglich verborgen sein, da er jedenfalls den Ursprung des Wortes „Nation“ kennt. J. P.

Eine neue theologische Zeitschrift erscheint seit Januar d. J. als Beiblatt zur „Ev.-Luth. Freikirche“, herausgegeben von der Synode der Ev.-Luth. Freikirche von Sachsen u. a. St. Die neue Zeitschrift erscheint unter dem Titel „Schrift und Bekenntnis“, und was sie unter diesem Titel verstehe, sagt sie klar und bestimmt im Vorwort: „Schrift und Bekenntnis“ — so wollen wir diese zum ersten Male erscheinenden Hefte nennen. Damit wollen wir sagen: Es sollen Schrift und Bekenntnis für alle in ihnen ausgesprochenen Gedanken und Urteile Grund, Quelle und Norm sein. Dabei verstehen wir unter ‚Schrift‘ mit den Verfassern der Konfessionsformel die ‚prophetischen und apostolischen Schriften Altes und Neues Testaments‘ oder die ‚Heilige Schrift‘, wie sie uns hinsichtlich des Alten Testaments durch den Dienst der jüdischen, hinsichtlich des Neuen Testaments durch den Dienst der alten christlichen Kirche überliefert ist. Wir weisen daher alle Ansprüche des Papstes, aus eigener Machtvollkommenheit den Begriff und das Ansehen der Heiligen Schrift auch auf irgendwelche Apokryphen, mögen sie sonst noch so nützlich und gut zu lesen sein, auszudehnen, mit Entschiedenheit zurück. Mit derselben Entschiedenheit aber treten wir den Ansprüchen der modernen theologischen Wissenschaft entgegen, die sich anmaßt, die von alters her in der ganzen Kirche allgemein anerkannten prophetischen und apostolischen Schriften daraufhin zu untersuchen, ob, inwieweit oder in welchem Grade sie vom Heiligen Geiste eingegeben seien. Dies ganze Gebiet der sogenannten höheren Kritik ist für uns Feindesland,



das dem Reich der Finsternis angehört, so daß wir als Kinder des Lichtes in unverföhllichem Gegensatz dazu stehen, auf diesem Gebiete nicht mitzuarbeiten, von dorthier keine als noch so sicher angepriesenen Forschungsergebnisse anzunehmen oder gar weiter zu verbreiten willens sind. Mag sonst alle Welt in Landes- oder Freikirchen die alte, einfache und schlichte biblisch-lutherische Inspirationslehre oder Verbalinspiration dem modernen Zeitbewußtsein zulieb preisgeben oder sich durch große Namen, durch Schlagworte wie „Inspirationstheorie des 17. Jahrhunderts“, „reformierte Anschauung“, durch die Liste der Künste, wodurch selbst ein Luther zum Patron der modernen Schriftleugnung gemacht wird, täuschen lassen, so gilt uns dies eine Wort Christi: „Die Schrift kann nicht gebrochen werden“ (Joh. 10, 35) mehr, als was alle Menschen dagegen sagen. Es wird daher eine Hauptaufgabe dieser unserer theologischen Hefte sein, nachzuweisen, wie nützlich alle Gründe sind, die die toll und trunken gewordene menschliche Vernunft unter christlichem Schein und Namen gegen jenes Wort Christi ins Feld führt. Wir kennen auf geistlichem Gebiet keinen Fortschritt über Christum hinaus, außer dem in die Hölle hinein. Wir wissen, wie auch einem christlichen Theologen das Wort des Herrn gilt Matth. 18, 3: „Wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Die kindliche Stellung der gegenwärtig so verachteten „Gemeindeorthodoxie“ zur Heiligen Schrift, wie sie einst der „Anabe“ Samuel mit den Worten aussprach: „Rede, Herr; denn dein Knecht höret“, soll mit Gottes Hilfe allem zugrunde liegen, was in diesen Heften gedruckt wird. Dann erfüllen sie ihre Aufgabe; im andern Falle sind sie überflüssig oder gar schädlich. — Wenn wir aber an die Spitze jedes Heftes als Titel neben der Schrift auch das „Bekennnis“ stellen, so geschieht das in demselben Sinne, wie auch die Konfordinformel vom Verhältnis der prophetischen und apostolischen Schriften Alten und Neuen Testaments zu den symbolischen Büchern, den öffentlichen, gemeinen Bekenntnissen oder Schriften der rechtgläubigen Kirche, redet. Für uns hat die Gegenwart und Wirksamkeit des Heiligen Geistes in der Kirche Gottes mit dem Abschluß des alt- und neutestamentlichen Kanons nicht überhaupt aufgehört, sondern nur seine die unmittelbar berufenen Zeugen Christi inspirierende Tätigkeit als die für die Kirche grundlegende, während die Erhaltung dieses Schatzes aller heilsamen Lehre und rechten Erkenntnis der seligmachenden Wahrheit bis ans Ende durch seine Gnade fortgeht. Keine dieser beiden Tätigkeiten des Geistes Gottes und Christi darf geleugnet, aber auch keine mit der andern vermischt und vermengt werden. Wir glauben als lutherische Christen keinem Satz des Konfordinbuchs bloß deshalb, weil er eben im Bekenntnis steht, sondern nur deshalb, weil er seinem Lehrgehalte nach aus der Heiligen Schrift genommen ist und damit übereinstimmt, so daß sie allein „der einige Richter, Regel und Richtschnur ist, nach welcher, als dem einigen Probierstein, sollen und müssen alle Lehren erkannt und geurteilt werden, ob sie gut oder böse, recht oder unrecht seien“ (S. 518, 7). Als lutherische Christen und Theologen aber haben wir auch das Zeugnis des Heiligen Geistes in und bei uns, daß unser kleiner lutherischer Katechismus, daß die Augsburgerische Konfession samt allen andern Schriften des Konfordinbuchs wirklich nichts anderes lehren, als was auch die Schrift lehrt, so daß, was wir in ihr hier und da zerstreut finden, im Bekenntnis in eine kurze Form und Summa zusammengezogen und gegen allerlei Verdrehung in seinem eigent-



lichen, ursprünglichen und richtigen Sinne verteidigt und wiedergegeben ist.“ „Schrift und Bekenntnis“ erscheint vierteljährlich. Preis: jährlich 5 Mark, für Bezieher der „Freikirche“ 4 Mark. Wir erwarten, daß viele Leser der „Lehre und Wehre“ auch „Schrift und Bekenntnis“ unserer Glaubensbrüder in Deutschland werden lesen wollen. Gottes Gnade, Licht und Kraft sei mit dem Redakteur (P. Stallmann) und seinen Mitarbeitern! F. P.

**Medizinische Studien über die Sterbestunde.** Auch über die „Sterbestunde“, näher bezeichnet: über die Stunde, in welcher unter den vierundzwanzig die meisten Todesfälle sich ereignen, sind die Mediziner nicht einig. Wir lesen darüber die folgende Mitteilung: „Früher nahm man allgemein an, daß die meisten Menschen, soweit sie eines natürlichen Todes starben, in den Übergangsstunden zur Nacht ihr Leben aushauchten. So schreibt noch der Leipziger Professor der Medizin Winkler in seinem 1781 erschienenen Werk über die Funktionen des menschlichen Körpers: ‚Es ist nicht anzuzweifeln, daß das Scheiden des Tagesgestirns auf den Zeitpunkt der endlichen Auflösung eines bereits mit dem Tod Ringenden einen bestimmten Einfluß hat.‘ In neuerer Zeit hat dann der englische Arzt Hoppkins den Versuch gemacht, diese kritische Zeit durch eine genau geführte Statistik zu ermitteln. Nachdem er die Sterbestunde von 2800 Personen verschiedenen Alters in den Jahren 1898 bis 1903 aufgezeichnet hatte, ergab sich für ihn folgendes, durchaus abweichendes Resultat: ‚Die meisten Todesfälle, etwa die Hälfte, kommen zwischen 4 und 6 Uhr morgens vor; die wenigsten, nur 6 Prozent, zwischen 9 und 11 Uhr vormittags.‘ Diese Feststellung erregte seinerzeit in Fachkreisen einiges Aufsehen. Konnte man doch keinerlei stichhaltige Erklärung dafür finden, warum gerade in der Zeit des Sonnenaufgangs die Sterblichkeitsziffer so besonders hoch und dafür in den Vormittagsstunden so auffallend klein war. Jedenfalls gab aber die Hoppkinsche Statistik andern Medizineren die Anregung, dessen Angaben nachzuprüfen. Und da zeigte es sich, daß von einer bestimmten kritischen Zeit für den Schwerkranken nicht die Rede sein kann und Hoppkins’ Material für derartige Berechnungen offenbar viel zu klein gewesen war. So hat der Franzose Charles Fère von 1901 bis 1911 die Sterbestunde der in den Pariser Krankenhäusern Verschiedenen aufgezeichnet. Aus diesem Material von über 8000 Todesfällen stellte er fest, daß das Sterben in keinerlei Abhängigkeit von den Tagesstunden steht. Zu dem gleichen Resultat gelangten auch zwei österreichische und ein deutscher Arzt, die zusammen ebenfalls ein Material von ungefähr 10.000 Todesfällen zur Verfügung hatten. Eine besonders gefährliche Tages- oder Nachtzeit für den Schwerkranken gibt es also nicht.“ Diese letzten Worte lauten so, als ob sie das Publikum in bezug auf die Gefährlichkeit der Sterbestunde beruhigen sollten. Aber die Sterbestunde ist und bleibt die gefährlichste Stunde, die es im menschlichen Leben gibt. Sie entscheidet, einerlei ob sie zur Tages- oder Nachtzeit eintritt, über das ewige Wohl oder Weh eines Menschen. Wer an Christum als seinen Erretter von Sündenschuld und Tod glaubt, der hat das ewige Leben; wer nicht an Christum glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm. Diese Erwägung ist wichtiger als die statistische Feststellung der Sterbestunde. Wenn Gott einem Volke gnädig ist, so gibt er ihm viel christliche Ärzte, die bei Tag oder Nacht die „Schwerkranken“ auf den einzigen Erretter vom Tode hinweisen können. Walthers gab in der „Pastorale“ an mehreren Stellen dem Wunsche Ausdruck: „Wenn wir nur mehr christliche Ärzte hätten!“ F. P.